

VERONA BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Die Fürstin Johanna Bismarck. Von Georg Hefekiel (mit Porträt). — Ein Spiel. Erzählung von Elise Polko. — Molière und die Frauen. Von Paul Lindau. I. — Die neue Actiengesellschaft. Von Julius Stettenheim (mit Illustration). — Das elektrische Victoria-Thermometer. Von D. Beta (mit Abbildung). — Eine stille Werkstatt. Von Paul Kummer. — Ein Frauen-Ideal. — Die Mode. Von Beronika v. G. — Charade. — Kritische Correspondenz. — Auflösungen der Räthsel-Aufgabe und der Charade Seite 266. — Rebus. — Correspondenz.

Die Fürstin Johanna Bismarck.

Bei unsern großen Männern hat man mit einer gewissen Vorliebe auf den Einfluß hingewiesen, den ihre Mütter auf sie geübt, und da ist man denn beinahe auf den Satz gekommen, daß ein bedeutender Mann auch eine bedeutende Mutter gehabt haben müsse. Das ist denn nun freilich eine Behauptung, auf welche man mit einer ganzen Reihe von glänzenden Namen antworten könnte, wo das Gegentheil der Fall; soviel aber ist richtig, daß eine begabte Mutter immer einen Einfluß von Bedeutung auf ihre Kinder üben wird, von den Töchtern gilt das ebenso, wie von den Söhnen. Die erste Fürstin Bismarck ist die einzige Tochter einer hochbegabten, festen und frommen Frau; das aber gibt sich deutlich kund in ihres ganzen Lebens Führung.

Johanna Friederike Charlotte Dorothea Eleonore, geboren 11. April 1824, ist von Vater wie von Mutterseite ein acht Pommern'sches Edelfräulein. Der Vater, Heinrich Ernst Jacob von Puttkamer auf Biartum, gehört dem großen hinterpommern'schen Landherrengegeschlecht der Suenzonen an, dessen Mitglieder sich bald von Schlawe, bald von Rügenwalde, auch Grafen von Neuenburg und Tauschel schrieben und seit dem 14. Jahrhundert den mächtigsten Einfluß in den von ihnen bewohnten Gebieten übten. Der jetzige Name ist der erblich gewordene polnische Amtstitel Podkomorzy, Unter-Kammerer, aus dem nach und nach Podtomer und Puttkamer wurde. Die Mutter, Wittengarde von Glasenapp auf Reinfeld, ist einer der großen Pommern'schen Familien entsprungen, welche als Schloßgeseßene einen Vorrang vor dem übrigen Adel behaupteten.

Der Reichskanzler lernte seine Gemahlin im Hause seines Freundes Moritz von Blantenburg, des bekannten Führers der conservativen Partei im Preussischen Abgeordnetenhaus und auf dem Reichstage, zuerst kennen; die nähere Bekanntschaft machte sich auf einer Harzreise, auf welcher Beide das Blantenburg'sche Ehepaar begleiteten. Es wurde aber dem „tollen Bismarck“, so hieß der Reichskanzler damals in Pommern, nicht leicht, die Hand der Erfohrenen zu erhalten; erst durch sein persönliches Erscheinen in dem stillen Puttkamer'schen Hause errang er die Zustimmung der Eltern. Kurz nach dem ersten Vereinigten Landtag, auf dem er zuerst politisch in den Vordergrund trat, am 28. Juli 1847, vermählte sich der damalige Deichhauptmann von Bismarck-Schönhagen mit Fräulein Johanna von Puttkamer. Die Hochzeitsreise ging nach Italien, dann wurde der häusliche Herd begründet in dem alten, stillen Steinhause der Bismarcke zu Schönhagen in der altmärkischen Heimath. Hier, wo Bismarck selbst zur Welt kam, wurde ihm auch, am 21. August 1848, sein erstes Kind, die einzige Tochter Marie Elisabeth Johanna, geboren. Von den beiden Söhnen, die außer der Tochter der Ehe entsprossen sind, wurde der ältere, Herbert Nicolaus Heinrich Ferdinand, am 29. December 1849 zu Berlin, der jüngere, Wilhelm Otto Albrecht, am 1. August 1852 zu Frankfurt am Main geboren.

Ueberall, wohin Bismarck im Laufe der Jahre berufen wurde, zu Frankfurt ebenso wie zu St. Petersburg, in Berlin und auf dem Lande, wußte Frau von Bismarck um ihren Gemahl jenes trauliche Familienleben zu schaffen, das der Reichskanzler so sehr liebt, jenes deutsche Haus und Heim, das für ihn eine stets frische Quelle der Kraft geworden, welcher er zu seinen gewaltigen Arbeiten bedarf.

Georg Hefekiel.

Ein Spiel.

Erzählung von Elise Polko.

Das Haus des Hofmarschalls von Wellendorf wurde zugleich als das geselligste und eleganteste der kleinen Residenz bezeichnet. Es lag mit den Fenstern der Gesellschaftsräume und der breiten überdeckten Auffahrt der stillen vornehmen Schloßstraße zugekehrt; die Wohnzimmer der Damen, der einzigen Tochter des Hauses

den Degen an der Seite — sie konnten hier tanzen, spielen, lachen, sich suchen und finden, die Umgebung war wie dazu geschaffen.

Leider sah man dort nichts dergleichen auftauchen, nur das gute, etwas verwiterte Fräulein von Grünstein, im ganzen Hause „das Tautchen“ genannt, pflegte in dieser grünen Einsamkeit jene Romane aus längstverschollenen Tagen zu lesen, in denen ihr empfindsames Herz einen melancholischen Trost fand für die ihr verjagten Freuden des Liebes- und Eheglücks. Es waren Bücher, die sich nur noch in den Leihbibliotheken vorfinden und die das Fräulein eben deshalb mit Handschuhen las und überdies auch bei irgend welcher Ueberraschung „meeresstief“ zu verstecken pflegte, weil die nüchterne Gegenwart ihren Zauber unbarmherzig verspottete. Freilich lernte man die neueren Dichter auch nur in Handschuhen kennen. Die Leihbibliothek ließ sich nun einmal durchaus nicht herbei, trotz der deutlichsten Winke, besondere Exemplare für vornehme Hände zu reserviren; alle erschienen in jenen entsetzlichen schwarzen Einbänden mit aufgeklebten Titeln und Nummern, mit ihren mehr oder minder zerlesenen dunklen Blättern und ihrem noch dunkleren, eigenthümlichen Duft. Aber das mußte man eben geduldig hinnehmen; denn wie sollte man ihrer sonst habhaft werden? Man hatte ja so viele dringend nothwendige Ausgaben! Ein Buch sich zu kaufen, und gar eines ohne Goldschnitt, war also, wollte man sich nicht auf die leichtsinnigste Weise ruiniren, eine reine Unmöglichkeit; und zudem wurde es doch, wenn man es einmal gelesen, eben deshalb im Grunde werthlos, wie ein verwelkter Blumenstrauch. Französische Tagesromane dagegen und die Tauchnitz-Edition mußten schon der Besucher wegen auf dem Tische liegen, und dergleichen brachten auch die Leihbibliotheken in der Regel zu spät, um noch über einen oder den anderen Modereoman „mitsprechen“ zu können.

Die Baronesse Melanie suchte den Schatten der alten Bäume und das Dämmern der Pavillons selten oder nie auf; sie war eben ein echtes Kind der Gegenwart und in einer Brüsseler Pension erzogen. Sie hatte einen Abscheu vor den Bibliotheken und las grundfänglich nur Bücher, die man ihr geschenkt hatte. Ihr Lieblingsaufenthalt war im Frühling die blumenbesetzte Terrasse vor dem Gartenjalon und ihr Lieblings Spaziergang der breite, nur mit Strauchwerk eingefasste Weg, der von den Steinstufen schnurgerade zu dem eisernen Gitterthor mit vergoldeten Spitzen führte, das die eleganteste Promenade der Residenz von dem Wellendorf'schen Garten abschloß. Auf diesem Wege wurde der Kies so sorgfältig in Ordnung gehalten, daß man ihm gestrost selbst die kostbarste Schleppe anvertrauen durfte; und schleppenrauschend oder anmuthig geschürzt, immer aber glänzend, konnte man dann auch Melanie Wellendorf bei gutem Wetter hier auf und nieder wandeln sehen. Ein zierlicher, mit rosa Seide gefütterter Sonnenschirm ersetzte den unkleidlichen Gartenhut und warf nur einen bezaubernden Schimmer, keinen Schatten auf ihr reizendes Gesicht und auf das lange braune Haar, das scheinbar künftlos über den Nacken floß und doch der kleinen blaffen Kammerzofe jeden Morgen verstoßene Thränen kostete, ehe es so fiel, wie es fallen sollte. Die gewandte Französin Finette in der Pension hatte ihre Sache viel besser verstanden; das wiederholte Melanie der Ungeschickten täglich mehr oder minder heftig.

Gar mancher Vorübergehende und Vorüberreitende verglich diese still und einsam auf und ab schwebende Mädchengestalt in ihrer allezeit so zarten Toilette — eine ganz rosige oder bläuliche oder weiße Wolke, ein Hauch, ein Duft, an deren Erscheinung nie eine grelle Farbe störte — mit einer Frühlingsblume, nannte sie



Fürstin Johanna Bismarck.

heimlich holdselig und bezaubernd wie ein Schneeglöckchen oder Beilchen und beneidete die Hand des Glücklichen, der sie einst pflücken durfte.

Die junge Dame ahnte wohl nichts von den verschiedenartigen Gedanken und Wünschen, die ihr Erscheinen hervorrief.

Das äußerst lebhafteste Gesellschaftstreiben der kleinen Residenz, die Bälle und Feste aller Art, die Reihenfolge von Triumphen, die das junge reiche Mädchen nun feierte, schien sie keineswegs in irgend welcher Weise zu überlassen oder gar zu betäuben;

Erstweilen genoß sie also ihr Leben, Tag für Tag, und ruhte gebührendermaßen zu Hause von diesem Genießen aus, ertrug auch die kleinen Schwärmereien des Tantchens, ihre so oft sich wiederholenden Andeutungen einstiger Triumphe und Herzenserlebnisse, mit liebenswürdiger Gelassenheit.

Der prachtvolle Grand-Flügel wurde nur selten geöffnet, obgleich Melanie mit großer Eleganz und seltener Fertigkeit spielte; aber wiederum fehlte eine Hand, die ihr die Noten auswählte und auf das Musikpult legte.

Das Fräulein von Grünstein gehörte zu jener weitverbreiteten Gemeinde der Musikschwärmerinnen, die sich, je nach der Lage der Dinge, entweder mit convulsivischen Bewegungen des Entzüdens in ihren Sessel zurückwerfen, wenn irgend Jemand, gleichviel wie, singt oder spielt, und die dennoch ein zehmalig gehörtes Musikstück oder Lied das erste Mal als eine neue stammenswerthe Schöpfung begrüßen, oder die still in einem dunkeln Winkel gedrückt bei dem vielgepriesenen „Hauberklängen“ sanft einschlafen.

Aber allmählich geschah es doch, daß Melanie dies Leben, trotz aller Feste, als ein ermüdendes Einerlei empfand und daß sie behauptete, die Männer redeten alle dasselbe und die Frauen wären alle langweilig.

Ein seltsames Gefühl beschlich sie oft, wenn sie der Tante gegenüber saß und ihren endlosen Schilderungen aus der „Jugendzeit“ zerstreut zuhörte. Es kam etwas über sie wie Trauer und Weid.

„Wenn man nur eine Liebe gehabt hat und sich einer „Knochenzeit“ erinnern kann, dann erträgt sich auch das dornenloseste Leben“, lautete stets der Refrain des alten Fräuleins, „wenigstens dachte man so in meinen Tagen. Heut scheint es freilich als ob Jeder ohne Liebe leben könnte,“ pflegte sie dann leuzend ihre Betrachtungen zu schließen.

„Die Liebe bestetzt meist in der Einbildung,“ hatte die Pensionärsvorsitzerin ihren Schülerinnen gepredigt, „Dichter und Schwärmer haben ihr eine weit größere Bedeutung gegeben, als sie verdient. Ein reiches Mädchen kann ohnehin nie sicher sein, um seiner selbst willen geliebt zu werden; sie muß also desto besonnener sein, wenn man zu ihr von Liebe redet und kann nur der Liebe trauen, die schweigt und zu entzagen scheint.“

Das war ein Wort, das sich ihr tief eingepägt hatte und an das sie immer denken mußte, besonders auf den Bällen und in all jenen Momenten, wo man ihr gegenüber Worte glühendster Bewunderung laut werden ließ, oder wenn man ihr Blumen und Verse sandte, auch wohl ihretwegen auf dem wildesten Pferde in der halbschreiendsten Weise (wenigstens erschien es so) unzählige Male am Gitterthor vorbei jagte.

Zu eben dieser Zeit der Ermüdung — kurz vor Beginn der dritten Winterreise — fiel ein Briefblatt an Fräulein von Grünstein, das diese nicht in geringe Aufregung versetzte. Es kam von einer Jugendfreundin, die sie längst aus den Augen verloren hatte und die in irgend einer Stadt Süddeutschlands an einen Prediger verheiratet war.

„So wage ich es denn, liebe Bertha, eingedenk unserer gemeinsamen Musikübungen, Dir unsern so warm empfohlenen jungen Organisten zu schicken, der durchaus ein Jahr von seiner angestregten Thätigkeit ausruhen soll, um sich zu kräftigen und dabei eine Weile ungestört der Composition zu leben. Die Stadt hält ihn so hoch und werth, er ist der gesuchte Clavierlehrer, daß sie durch einen Stellvertreter sein Amt hier verwalten läßt, damit Erwin Werner, sobald er zurückkehren will, seinen Platz hier offen findet. Vielleicht kannst Du aus alter Liebe zur Musik etwas für ihn thun, damit er sich wirklich pflege und schone. Er ist so angenehm und spielt viel schöner als man zu unserer Zeit spielte, Du kannst ihn getrost überall einführen, er wird Dir keine Schande machen. Aber gib ihm wenig Acht, daß er sich nicht auch dort bei Euch, wohin ihn Euer, wie er sagt, so hoch gelehrter Hoforganist und die berühmte Orgel Curer Hofkirche zieht, wieder überarbeite“, u. s. w.

Wenige Wochen waren vergangen, seit jener Brief gelesen und im Wellendorf'schen Hause besprochen wurde, wobei man mit Erstaunen vernahm, daß Hoforganist und Orgel im „Auslande“ bekannter als in der Stadt selber seien, als der schöne Grand-Flügel im Hause des Hofmarschall Wellendorf Tag für Tag sang und klang. Die junge Baroness legte plötzlich das leidenschaftlichste Musikinteresse an den Tag.

In der Hofkirche hatte sie den jungen Erwin Werner zuerst die „berühmte“ Orgel spielen hören, die sie bis zur Stunde noch gar nicht beachtet, und da war es doch eine nie empfundene Bewegung, die sie durchschauerte bei diesen Klängen.

Es währte aber ziemlich lange, ehe Werner dem Fräulein von Grünstein einen Besuch machte, und da sah sich Melanie denn verwundert einem edel und eigenthümlich aussehenden Mann gegenüber, mit Augen, die in eine andere Welt zu schauen schienen und einer bescheidenen Sicherheit des Benehmens, die ihr fast imponirte. Die Tante überließ ihr die Unterhaltung ganz, und warf nur hin und wieder einige nicht musikalische Fragen dazwischen.

Im Salon der Fürstin traf Melanie den jungen Organisten einige Tage später zu ihrer Verwunderung wieder und hörte, daß die junge Prinzessin ihn als Lehrer erhalten solle. Die Baroness Wellendorf gab an jenem Abend ausnahmsweise den Bitten ihrer Bewunderer nach und spielte einige Schubertlieder in List'scher Ueberttragung; sie wollte glänzen und sie glänzte in der That. Man umringte sie in gewohnter Weise und überhäufte sie mit Schmeicheleien, Erwin Werner blieb ihr fern. Sie fand das nur natürlich, wie hätte er es so ohne Weiteres wagen dürfen, sie anzureden! Halb mit vornehmer Herablassung, halb mit einer geheimen Unruhe näherte sie sich ihm aber doch nachher und fragte, gleichsam im Vorübergehen: „Nun, sind Sie zufrieden?“

„Ihre Technik ist brillant,“ antwortete er ruhig. „Aber die Auffassung? der Anschlag?“

„Ich denke mir diese Lieder eben anders, ganz anders! In Ihrem Anschlag prägt sich eine große Kraft aus.“

Einem Moment preßte sie die Lippen zusammen. Was wagte er ihr da zu sagen? Gleich darauf bejahte sie sich aber, daß sie ja selber sein Urtheil herausgefordert hatte, und sie sagte nun mit dem conventionellen Lächeln der Weltkame: „Es würde mich sehr interessieren, Ihre Auffassung zu hören; wollen Sie mir das Vergnügen machen, im Fall es Ihre Zeit erlaubt, uns morgen in der Mittagsstunde zu besuchen? Mein Erard steht zu Ihrer Disposition.“

Er verbeugte sich schweigend, und sie wandte sich von ihm, denn einer ihrer eifrigsten Bewunderer, der Graf Kaver L., wartete schon mit sichtlichen Zeichen der Ungeduld, um eine „brennende“ Costümfrage wegen des bevorstehenden Maskenfestes beim Fürsten zu erledigen.

Haube des Hofmarschalls ein, um auf dem Flügel Melaniens zu debütiren. Das „Tantchen“ zog sich sehr bald in das anstoßende Vouloir zurück, nach einigen unklaren Ausfragen über dieses „wunderbare“ Spiel. Das junge Mädchen aber konnte nicht müde werden zuzuhören; so hatte doch noch Niemand vor ihr gespielt, sie erschraf fast vor dem Eindruck, den diese Zartheit und Kraft, dieser geist- und seelenvolle Vortrag auf sie machte. Sie spielte dann auch selber, aber erst auf Werner's wiederholtes Bitten; sie wurde nachher auch nicht gereizt durch seinen leisen erusten Tadel; sie gab ihm sogar nicht nur im Herzen, sondern auch mit dem Lippen Recht. Und endlich nahm sie ihm sogar das Versprechen ab, ihr drei Mal wöchentlich eine Musikstunde zu geben.

Der Hofmarschall lächelte, als seine Tochter ihm diese Verabredung mittheilte. „Du wirst zwei Stunden nehmen und die dritte abgeben lassen, um dann nicht wieder anzufangen, mein Kind,“ sagte er. „Du bist kein Pensionärs-Mädchen mehr und wirst Dir den Hofmeister nicht gefallen lassen. Unsere Lebensweise gestattet zudem keinerlei ernsthaftes Pflege irgend eines Talentes, und der junge Musiker sieht aus als ob er eben Alles ersprechend ernsthaft nehme. Ich fürchte, Du hast Deine Ausdauer überschätzt, mais nous verrons.“

Schon um dieses Zweifels Willen hätte Melanie Alles aufgegeben, um auszuharren. Es wurde ihr aber auch wunderbar Weise diesmal sehr leicht, Ausdauer zu zeigen. Die Lehrtunden interessirten sie. Nach jedem Zusammenkommen steigerte sich ihr Eifer trotz des ruhigen Ernstes und der großen Bestimmtheit ihres Lehrmeisters. So hatte sie die Musik nie betrachtet, wie er sie betrachtet wissen wollte. Bis zur Stunde war sie ihr in allen Fällen nur als ein angenehmes Mittel erschienen zu glänzen, als eine Zerstreuung, als das eleganteste Etwas, pour faire passer le temps; Erwin Werner sprach aber von ihr als von einer erhaltenen, fast heiligen Kunst. Wenn dieser einfache Mann die Schöpfungen der großen Meister vor ihr zergliederte, wenn er sie vor ihr spielte, und der seine Künstlerkopf dann wie durchleuchteter erschien und Worte wie Töne das Gepräuge tief innerer Begeisterung trugen, so stand sie plötzlich einer fremden Gewalt gegenüber und sie sträubte sich vor allen fremden Gewalten.

Noch nie hatte sie irgendwelche „Mächte“ anerkannt. Sie selber war ja eine Macht gewesen und eine Herrscherin.

Voll Verwunderung ertrappte sie sich auf dem Wünsche, um eines Andern willen etwas thun und sogar etwas lernen zu wollen. Sie mußte ja ganz ernstlich üben für den strengen Lehrer, der ihr auch nicht den geringsten Fehler nachsah und dem ihr vielbewundertes Spiel auch keinen Augenblick imponirte. Ein klein wenig fürchtete sie sich sogar vor ihm und zuweilen vor der Musik selber, die ihr plötzlich ein so feierliches Gesicht zeigte. Anfangs veruchte sie sich selber zu verpöten wegen dieser Zurückung — sie nahm sich sogar vor, gelegentlich ein wenig Nachlässigkeit zu zeigen, dann und wann nicht zu üben, die Stunde abzugeben zu lassen — aber es war seltsam: sie konnte es nicht über sich gewinnen. Auch alle jene kleinen Launen, die Melanie von Wellendorf den Männern gegenüber so gern und geschickt spielen ließ, schienen hier wirkungslos zu bleiben; man kam dem wunderlichen Lehrmeister in keiner Weise nahe, und that ganz unwillkürlich stets, was er wünschte. Diese dunkeln Augen befehlen, und sie gehorchte; diese ruhige, feste Stimme bat in einer Weise, die keinerlei Widerspruch duldete.

Allmählich wurden diese Musikstunden die wichtigsten in dem Tagesleben der verwöhnten jungen Dame. Es war einmal etwas so ganz Anderes, noch nicht Dagewehens. Sie dachte an diese Stunden in ihrer Einsamkeit; sie freute sich auf sie, wenn sie unter Menschen war. Ihr süßes Herz kam zwar nicht im Geringsten dabei in eigentliche Bewegung. Es war aber endlich einmal ein Art von Beschäftigung, die sie angenehm zerstreute; und der Mann, welcher mit dieser Beschäftigung zusammenhing, war zum Glück hübsch und elegant genug, gelegentlich die kleinen Künste der Bezauberung auch an ihm zu versuchen, mit denen man Andere so bis zur Stunde mit so leichter Mühe die Köpfe verwirrt hatte. Ein Musiker, ein Künstler gehörte zudem doch ohne allen Zweifel in die Kategorie der Schwärmer, mit denen man bisher noch nicht in Berührung gekommen war; und die „Schwärmer“ allein konnten ja noch lieben, hatte die Leiterin des Pensionats, Madame Bourdöt, einst spöttisch gesagt.

Ob nun solche Liebe wohl ein anderes Gesicht zeigte, als die von der man in der Gesellschaft in allen möglichen eleganten Formen zu ihr geredet hatte? Wie ausgeübt häßlich war der Musiklehrer des Instituts gewesen! „Hübsche Musiklehrer sind ein zu gefährliches Ding,“ hatte aber die deutsche Lehrerin des Instituts lachend versichert, als die Pensionairinnen über die Erscheinung des alten „Apollo“ Hellfeld gespöttelt hatten.

Die kleine blaße Dienerin hatte den jungen Musiklehrer der Baroness, denn nie war die „Herrin“ ungebüßiger und wählerischer bei der Toilette als an den Tagen seines Erscheinens. „Als ob nicht schon genug der Plage gewesen wäre,“ klagte sie. Zuweilen geschah es, daß Melaniens Lehrer weit über die Stunde hinaus dahabte, wenn er irgend ein Meisterwerk erklärte, seine Schönheiten darlegte und von der heiligen Arbeit solchen Schaffens mit leuchtenden Augen sprach. Es klang alles so fremd, so märchenhaft. „Arbeit des Schaffens“ — konnte sie wirklich solch ein Glück bringen?

Sie redete wohl mit der Tante darüber, aber „Tantchen“ konnte nur ein „Schaffen“ für ein beneidenswerthes Glück ansehen, nämlich das Bücherschreiben.

„Wäre ich nicht als Fräulein von Grünstein geboren worden, Liebe, ich glaube, ich würde Schriftstellerin geworden sein“, versicherte sie wiederholt, „Geschichten sich auszudenken, und Menschen gleichsam zu schaffen und über ihr Geschick nach Belieben zu schalten und zu walten, das denke ich mir als das herrlichste Glück der Erde. Es ist übrigens, nach meiner Ueberzeugung keineswegs so leicht als es ausieht,“ schloß sie allezeit gedankenvoll.

Daß es eben nicht so leicht war, bewiesen ganze Ballen versiegelter Manuscripte in dem verborgenen Winkel in Tantchens umfangreichem Schreibtisch, die alle von den verschiedensten, hochmüthigen, unwillkürlichen Journalredactionen und Buchhändler als „gänzlich unbrauchbar“ zurückgekommen waren, zur höchsten Entrüstung der Absenderin. Und sie waren doch alle so sauber, „in's Reine“ geschrieben und die Moral war so streng, die Tendenz so edel, die Tugend siegte stets, Liebe und Entfagung, Aufricht und Edelmann überall. Und dennoch!

„Die Welt ist taub, die Welt ist blind, Wird täglich abgeschmachtet.“

Das war die einzige Strophe Heine's, die die Verkannte gelten ließ. Sie gab aber trotzdem die Versuche noch nicht auf; eine feine gebildete Frau mit empfindsamem Herzen und einem reichen

Erinnerungsstück mußte sie schriftstellern können! Die Musikanten der Kirche gaben ihr eine unerwartete köstliche Mußezeit: sie arbeitete dann im Nebenzimmer mit fliegender Hast. An irgendeiner Herzensgefahr für Melanie von Seiten des jungen Mannes zu denken, fiel ihr nicht ein; ein Musiklehrer rangierte für sie, einer Baronesse Wellendorf-Grünstein gegenüber unter jene Wesen, auf die man keine Rücksicht zu nehmen brauchte.

„Warum machen Sie keine Besuche und erfreuen die Gesellschaft durch Ihr Talent?“ fragte Melanie eines Tages ihren Lehrer.

„Aber ich bin ja hier, um zu arbeiten, zu lernen, und bin so glücklich in meinem Einsiedlerleben. Der alte Hoforganist ist einer der gelehrtesten Contrapunctisten Deutschlands und die Orgel in der Hofkirche ist so wunderbar schön! Wäre die Kirche nur ein klein wenig wärmer, ich hätte nichts mehr zu wünschen.“

„Aber wie bringen Sie denn Ihre Abende zu?“

„Dahin in meinem Gartenhäusle. Wie reizend wird's da sein, wenn der Frühling kommt und die Nachtigallen mich zu stören versuchen werden!“

„Alle Abende einsam, Noten schreibend oder musizierend, wählst du ein Dasein!“

Oft wenn Melanie aus den Gesellschaften heimfuhr, rollte der Wagen an dem kleinen stillen Hause vorbei, das an der Allee lag, welche bei dem Wellendorf'schen Garten vorbeiführte; und immer brannte dort noch Licht. Der matte Schein fiel über den Weg, und in den Wagen hinein auf den schimmernden Atlas, auf die Fluth von Spitzen, auf das goldene Armband, oft auch auf ein reizendes Köpfchen, das sich vorbeugte, auf zwei suchende blaue Augen. Da oben aber war Jemand in einem Fugensatz vertieft, fesselnder, berausrender für ihn als alle Mädchenaugen der Welt.

Eines Tages geschah es sogar, daß die Baroness Wellendorf, während sie Erwin Werner im Schloß beschäftigt wußte, an dem Gartenhause vorfuhr, die alte Wirthin, die Gärtner'sfrau, herausgerufen ließ an den Wagen und sie bat, ihr einen Wunsch ihres Miethers, der ihr Lehrer sei, zu verrathen.

Die schlichte Frau war so erschrocken über die vornehme Dame mit dem Spinnwebentäschentuch und dem Plätzchen voll „abentheuerlich gütigen Geruch“, daß sie sich beim besten Willen auf nichts Anderes besinnen konnte als auf ein größeres Büchlehen voll Zündhölzchen und ein neues Lampenglas.

Da standen denn am Weihnachtsabend die schönste Lampe und allerlei nützliche Nutzlosigkeit auf dem einfachen Arbeitstisch des jungen Organisten; und eine Notenmappe lag da, wirklich gestickt von schönen Händen; die bis zur Stunde noch keinerlei Arbeit vollendet hatten. Und mitten darunter dufete ein Strauß seltener Treibhausblüthen, und das war das Einzige, worüber der Einsame sich wie ein Kind gefreut hatte; die Alte gestand es später treuherzig der Geberin. Zugleich aber klagte sie bitterlich, daß der Allzuweilige oft halbe Nächte lang in der kalten Kirche Orgel spiele und sich ohne Zweifel todtkrank mache. Und Melanie fühlte bei diesem Bericht plötzlich etwas wie Schrecken und Unruhe durch ihr Herz zucken und lachte sich selber doch gleich darauf darüber aus.

Aber welche Gewalt doch die Musik über ihn hatte!

Täglich kamen ihr die Beweise davon vor Augen. Und sie selbst dagegen, trotz aller Liebeshörigkeit, denn liebenswürdig war sie gegen ihn wie gegen Keinen, sicher noch nicht die Geringste! Sie wollte es aber doch einmal versuchen, o, nur zum Scherz, ihn zu bitten, sogar inständigst, sich zu schonen! Und Melanie Wellendorf hatte noch nie einen Menschen um etwas gebeten, wozu auch? Man hatte ihr ja alle Wünsche erfüllt, ehe noch die leiseste Bitte nothwendig geworden wäre. Sie fühlte sich nun auch in der That geradezu ungeschickt im Bitten, seltsam befangen.

Es war an einem Märzorgen. Die Sonne drang so siegesgewiß in das Musikzimmer, daß man die grünen Seidengardinen zugezogen hatte und nun füllte ein so reizendes hellgrünes Dämmer den Raum, daß man unwillkürlich von dem dichten Schattenspracher Blätter träumen mußte. Das seine Männergesicht neben dem Flügel sah in dieser Beleuchtung bläuer aus als sonst, und als Melanie, nachdem sie die ersten Tacte der Beethoven'schen Cis-moll-Sonate intonirt hatte, sich mit einem raschen Entschluß zu ihm wandte, meinte sie einen Leidenschaftzug um Augen und Lippen zu entdecken, der ihr früher noch nie aufgefallen.

„Mit etwas unsicherer Stimme fragte sie nun: „Man hat mir erzählt, Herr Werner, daß Sie nicht vorzüglich seien mit Ihrer Gesundheit. Sie arbeiten bis tief in die Nacht hinein, Sie spielen stundenlang Orgel in der kalten Kirche, ich weiß es; haben Sie denn Niemand, der Ihnen so nahe steht, daß Sie sich ihm zu erhalten wünschen möchten?“

Er sah sie erstaunt an, sie fühlte, wie ihr das Blut in die Schläfen stieg unter diesem forschenden, fast kindlich verwunderten Blick.

„Nein,“ antwortete er endlich langsam, „ich stehe allein, schon Jahre lang.“

„So müssen Sie sich Ihrer Kunst erhalten, Sie haben W. verlassen, um sich zu erholen.“

„Aber ich arbeite ja eben für meine Kunst, ich lebe ja für meine Musik, was könnte ich Besseres, Schöneres thun. Sie wissen ja, daß eben ihr mein ganzes Dasein gehört!“

„Wie können Sie aber Großes leisten, wenn Sie krank werden?“

„Ich lebe oder sterbe für meine Heilige, das wie lange und wie bald, ist gleichgiltig,“ schloß er lächelnd.

„Welch eine Zauberin muß sie doch sein, Ihre heilige Cäcilia, daß sie so eine Seele und ein Leben auszufüllen vermag!“

„Doch ich möchte, daß auch Ihnen ihr Zauber so recht tief ins Herz strahle, Sie würden dann wissen, daß man nicht um ein wenig Kälte oder Ermüdung seinen Posten in ihrem Dienst verlassen kann. Wenn Sie ahnten, wie Einem zu Muth ist bei einer Bach'schen Fuge, wie ich sie von der herrlichen Orgel herabbrausen lasse, oder vor einer Beethoven'schen Partitur, so würden Sie mich aufgeben.“

„Nun wohl, ich will mich einmal gründlich bezaubern lassen, ich werde jeden Sonnabend nachmittags, wo Sie, wie ich höre, immer Orgel spielen, zuhören, ich werde Sie bitten, mir auch hier in meinem Musikzimmer viel vorzuspielen, ich bin neugierig, ob ich bald „ahnen“ und Sie aufgeben werde.“

Und es geschah. Melanie Wellendorf zeigte sich jeden Sonnabend an der Seite ihrer heimlich seufzenden Tante in der Hofkirche, um Erwin Werner spielen zu hören, und ihr Erscheinen war auch das Signal zu einer allgemeinen Wallfahrt der Gesellschaft; es wurde Mode, das Orgelspiel des jungen Musikers

zu bewundern. Und wie eifrig mühte er sich nun auch in und nach den Lehrstunden, in die Seele seiner Schülerin die Ueberzeugung zu tragen, daß nur die Musik Beides zu bringen vermöge: das höchste Glück und den höchsten Trost, daß sie allein unter allen Künsten heiter wie ein Kind und erhaben wie eine Heilige sei.

Ob es ihm gelang? Melanie sagte nichts darüber, aber sie saß mit glühenden Wangen neben ihm, wenn er spielte, und an Theaterabenden klagte sie zuweilen über Kopfweh und ließ Papa und Tante allein in ihrer Loge. Sobald sie sich aber einsam sah, öffnete sie ihren Flügel, ließ die Finger über die Tasten gleiten und das heiterste Lächeln spielte um ihre Lippen.

Gegen Ende April war es, als der Hofmarschall seine Tochter eines Morgens zu ungewohnter Stunde in sein Zimmer bitten ließ. Weiter, und doch in ungewöhnlicher Bewegung, kam er ihr entgegen, einen offenen Brief in der Hand. „Dies, mein liebes Kind,“ sagte er zärtlich, „diesmal tritt eine Frage an Dich heran, der ich aus vollem Herzen ein „Ja“ wünsche. Graf Xaver V. hält um Deine Hand an.“

„Ich wußte es, Papa,“ sagte Melanie zögernd.

„Meine Schelmin, also seid Ihr hinter meinem Rücken einig und dieser Brief ist nur —“

„D nein, Papa,“ unterbrach sie ihn erglühend, „ich hat den Grafen sogar, weder zu Dir noch mir einstweilen weiter davon zu reden, sondern noch ein Weilchen mir Zeit zu gönnen, mich zu besinnen.“

„Und hast Du ihm keinen Termin gesetzt, wann dieser grausame Bann des Schweigens wieder von ihm genommen werden soll, dergleichen erträgt kein Mann, der eine Frau liebt.“

„Nun, ich sagte, er solle schweigen bis die Rosen blühen.“

„Eigensinnige! Warum verzögerst Du denn Euer Beider Glück?“

„Weil ich mich noch gar nicht nach einem 'anderen Glück sehne, als bei Dir und der Tante weiter zu leben.“

„Kannst Du etwas gegen ihn haben?“ fragte jetzt der Baron und sah seine Tochter unruhig forschend an. „Ist er nicht lebenswürdig, heiter, elegant, ein echter Cavalier, wie ihn eine Frau sich nur träumen kann, und dabei in den glänzendsten äußeren Verhältnissen, jedes Mädchen würde ihn lieben. Und da Dein Herz bis jetzt allen Bewerbungen gegenüber stumm geblieben und Du den Grafen allein doch sichtlich bevorzugt hast, so hoffe ich mit aller Bestimmtheit, daß eben dies Herz jetzt sprechen würde. Und es ist auch so! Gehehe es wenigstens mir, Deinem alten Papa, der Dich so zärtlich liebt und dessen einziger Wunsch nur sein kann, Dich glücklich zu sehen!“

Und er zog die leichte Mädchengestalt in die Arme.

„Nein! das Herz hat in der That noch nicht gesprochen, Papa, und das wird also auch, scheint es, nie bei mir sprechen. Du hast ja selbst immer der Madame Bourdot Recht gegeben, wenn sie mir predigte: —“

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach er sie hastig, „und gebe ihr auch noch heute Recht. Eine sogenannte romantische Leidenschaft ist entweder eine Einbildung oder ein Unglück. Zu einer zufriedenen Ehe gehört zuerst Uebereinstimmung der äußeren Verhältnisse, gleiche gesellschaftliche Stellung, gleiche Bildungsstufe, äußerliches Wohlgefallen an einander, die Liebe, die man fürs Leben braucht, kommt eben später, ich brauche Dir das Alles nicht zu wiederholen und auseinanderzusetzen. Du bist mein vernünftiges Kind. Nur Eins möchte ich Dir ins Gedächtniß zurückrufen, daß ich Dich nie und nimmer in keinerlei Weise zu irgend einer Verbindung zwingen, sondern Dir eben immer nur rathe werde, wie eben jetzt. Und nun reden auch wir nicht mehr davon,“ sezte er lächelnd hinzu, „bis die Rosen blühen! In diesem Sinne werde ich denn dem Grafen antworten.“

Auf dem Wege in ihr Zimmer begegnete Melanie der Tante.

„Was hast Du?“ rief das Fräulein ängstlich, und zog ihre Nichte in den Salon, „Du siehst ja so blaß und unruhig aus. Wer hat Dir etwas gethan, mein Liebling?“

War es der weiche Ton der Stimme, war es der forschende Blick der guten Augen, die sie an die todte Mutter erinnerten, Melanie fiel plötzlich ihrer Tante schluchzend um den Hals, was noch nie geschehen war, und beichtete der Erschrockenen das Gespräch im Zimmer des Vaters.

„Nun, wenns weiter nichts ist,“ sagte die Tante, als die Erregte schwieg, tief aufathmend und streichelte das lockige Haar des Mädchens, „da ist noch keine Ursache zu Thränen! Die Partie ist ja außerordentlich glänzend, mein Glückskind und — er macht so hübsche Verse! Ich würde Dir also nur zureben, wenn Du mich fragtest. Eines aber hätte ich Dir doch gewünscht: irgend eine kleine wirkliche romantische Liebe mit etwas Enttäugung, um nachher später in der ruhigen nichternen Ehe daran zu denken, wie man im Alter an seine fröhliche Kindheit denkt. Noch etwas muß ich Dir aber zugleich gestehen: ich hatte ein wenig Sorge, daß irgend etwas Unerhörtes geschehen sei, als ich Dich so sah; ich dachte, man hat ja solche Fälle doch auch schon gehört, und ich las gerade in diesen Tagen eine sehr rührende Novelle, die diesen Gegenstand ausführlich behandelte, ich dachte, daß Du Dich für Deinen Lehrmeister interessirtest! Du weißt, daß ich eine Neigung unter dem Stände für ein weibliches Wesen eigentlich für eine Unmöglichkeit halte, in meiner Jugend mußte der Gegenstand einer Neigung in unserer Sphäre eben mindestens ein Prinz sein, aber ich muß zugleich bekennen, daß ich die Persönlichkeit des Herrn Werner außergewöhnlich hübsch und angenehm finde. Nun, wehre nicht so heftig und spöttisch ab, mein Kind, ich wollte Dir nicht wehe thun, verzeih meinen Verdacht! Wenn Du Dich aber auch vollständig sicher fühlst ihm gegenüber, so dürfte er es doch in keinem Falle sein: Du bist nämlich viel zu freundlich und zu vornehmend gegen ihn. Das findet, glaube ich, der Graf V. auch. Er scheint ein klein wenig eifersüchtig. Wohin soll diese Freundlichkeit führen? Leicht ist eine Flamme in ein Herz geworfen, aber schwer wieder gelöscht, und Männer von der Art Werner's nehmen die Liebe gewöhnlich so ernsthaft wie ihre Lehrstunden. Du kannst das in allen Künstlerromanen nachlesen! Begnüge Dich also mit Deinen glänzenden Siegen in unseren Kreisen, meine Prinzessin, die richten wenigstens kein Unheil an, das mit Pistolenschüssen endet, wie in jener Novelle, von der ich vorher sprach.“

Melanie warf ihr Haar zurück und lachte, aber eine heiße Röthe stieg in ihre Wangen.

„Was Du da plauderst, Tantchen! gönne mir doch meine Spielzeit! Und wenn ich nun wirklich neugierig wäre, diese „Bücherliebe“ einmal vor meinen Augen aufzulockern, einmal eine wirkliche Flamme aufschlaglen zu sehen? was schadet es? Die

sogenannte Liebe unserer Herren der Gesellschaft sticht sich so ungefährlich an wie der Brand eines Zündhölzchens, ich möchte wirklich einmal ein ordentliches Feuer in Ruhe beobachten! Es wird ja auch verlöschten wie jedes andere, wenn es auch ein wenig länger dauert. Sorge Dich also nicht, Tantchen, es wäre doch immer nur eine kleine Studie. Denn ich habe, wie Du Dir denken kannst, nicht die mindeste Lust, die Frau eines Musikers zu werden und ihm Noten abschreiben zu helfen!“ Und wieder lachte sie hell auf.

„Aber Kind, die Liebe läßt nie ungestraft mit sich spielen!“

„Ich glaube ja an jene vielbesprochene Liebe noch gar nicht, von der Du und die Bücher reden! Bitte, sieh nicht so ernsthaft aus, die ganze Sache ist im Grunde nicht der langen Rede werth, Werner ist mein Lehrer, er brachte eine köstliche Abwechslung in mein Leben, er ist anders als die Andern, er gefällt mir, ich bin freundlich gegen ihn, weil ich ihm zu Dank verpflichtet bin, geräth deshalb sein Herz schon in Unruhe, kann ich's nicht verhindern. Wenn die Rosen blühen, hat ja überhaupt alles Spiel ein Ende! Dann werde ich eine sehr vernünftige Braut. Diese meine sogenannte „Beidentzeit“ möchte ich aber doch noch genießen! Also noch ein Mal und noch tausend Mal: sorge Dich nicht, Tantchen!“

Sie küßte das gute Gesicht und eilte davon. Und Fräulein von Grünstein sorgte sich von Stund an auch nicht, denn so redete ja kein verwirrtes und unruhiges Herz, wie Melanie eben gesprochen.

Ein wenig Romantik hätte ich freilich gern noch vor ihrer Ehe ihrem Leben gewünscht,“ wiederholte sie, „aber es könnte doch nur ein wirklicher Prinz sein, der diesem allzuküßlen Herzen und diesem allzubesonnenen Köpfcchen den Glauben an die Süßigkeit der Liebe und Enttäugung beibrächte. Die heutigen Frauen brauchen indessen, wie es scheint, wirklich solche Liebe und solchen Trost nicht mehr! Und da ist es vielleicht auch für Melanie besser, sie bleibt vernünftig.“

Wenn das Fräulein gewußt hätte, wie lange Melanie noch über ihr Gespräch mit der „guten Tante“ nachgrübelte und zu welchem Resultat sie endlich gelangte, sie würde erschrocken sein.

Warum sollte sie denn nicht auch, so fragte sich die junge Weltbame, wie einst die Tante und wie wahrscheinlich viele Andere, die Erinnerung an eine wirkliche romantische Liebe mit in eine „vernünftige“ Ehe nehmen?! Es lag ja ganz in ihrer Hand, diesen in Büchern und von der Tante so viel gepriesenen geheimnißvollen Reiz ein Mal kennen zu lernen, denn Erwin Werner mußte sie ja lieben, wenn sie es ernstlich wollte; daran war ja kein Zweifel. Und sie wollte plötzlich!

Das Leben, das vor ihr lag, erschien mit einem Mal nützlicher, einförmiger denn je zuvor. Sie fühlte so deutlich, daß, auch wenn die „Rosen blühen“, Graf Xaver doch eben nicht eine Melanie, sondern eine „Baroness Wellendorf“, die Erbin zu „lieben“ und zu heirathen für zweckmäßig befinden würde, und daß jene „hübschen Verse“, die auf die gute Tante einen so tiefen Eindruck gemacht, einzig und allein dem Kopfe, nimmermehr dem Herzen entsprungen waren. Es mußte doch wunderbar interessant sein, einmal ein Herz in wirkliche Bewegung zu bringen! „Für jeden echten Künstler ist eine hoffnungslose Liebe ein Glück,“ erinnerte sie sich deutlich ein Mal gelesen zu haben, „sie löst ihm erst die Schwingen und befähigt ihn, das Höchste zu erringen,“ hieß es. Sie that also am Ende noch gar ein gutes Werk, den jungen Musiker für eine kleine Weile nur, ein wenig unglücklich zu machen! So fing sie denn alles Ernstes an, in einer seltsamen Unruhe des Herzens, mit dem Feuer achtlos zu spielen, um — sich selber zu verbrennen.

Die jungen Leute sahen sich, da Melanie nun auch Generalbassunterricht bei ihrem neuen Lehrer nahm und Erwin zugleich ihren inständigen Bitten, die kleineren Gesellschaften im Wellendorf'schen Hause zu besuchen, nicht länger widerstand, viel häufiger und länger, auch erlebte sie den Triumph, sein wirklich wundervolles Spiel wahrhaft enthusiastisch von allen Seiten anerkannt zu sehen. Daß er die zahlreichen Anforderungen, die an ihn ergingen, Unterricht zu geben und sich in die verschiedenen Salons einführen zu lassen, in der bestimmtesten Weise ablehnte, erfüllte sie mit einer nie gefühlten Freude, und sie versäumte keine Gelegenheit, ihm ihren Dank für den Vorzug, den er damit ihr und ihrem Hause gab, in der reizendsten und mannichfaltigsten Art kund zu thun. Und wie viele „Reichen“ standen in dieser Beziehung der gefeierten Weltbame zu Gebote: entzündende kleine Bevorzugungen, herzerquickende Aufmerksamkeiten, die wie ein Nichts aussahen und doch die Sinne verwirrten.

Als der Frühling in voller Pracht die Erde schmückte, da war auch über ein Mädchenherz, nach heimlichem hartem Kampf mit dem starren Winter Schlaf, ein seltsames Frühlingserwachen gekommen und dies Herz war so seltsam erregt, so voll Weh und Glück, so voll Thränen und Lachen, daß es vor sich selber erschraf. Die Weltbame träumte wie ein junges unerfahrenes Kind jenen thörichten Traum, daß es „ewig, ewig so bliebe,“ und daß kein Ende kommen könnte, kommen dürfte. Keine Pläne, keine Entschlüsse, keine klaren Gedanken standen auf, nur der heiße Wunsch: so fortzuleben und fortzutäumen!

In diese Zeit des seltsamen Wunders fiel die erste Gabe, die Erwin Werner ihr brachte: eine größere Sonate, die er: „Traum und Erwachen“ benannt. Es war eine Schöpfung von hohem Reiz, von offener Bedeutung. Welch' Entzücken für Melanie, dies Tonwerk einzustudiren, den Intentionen des Geliebten bis in die feinsten Nuancen zu folgen, das Geschaffene ihm in möglichster Vollendung vorzuführen. Sie spielte stundenlang mit glühenden Wangen, sie versäumte die Toilettenstunden, sie ließ Besuchende abweisen, sie jagte Gesellschaften ab, wähl' ein „fremdes neues Leben“!

„Ob er sie liebte?“ so fragte sie sich heimlich zu tausend Malen. „Er liebt Dich!“ antwortete dann immer ihr Herz, „er muß Dich lieben, denn Du liebst ihn!“ Er war und blieb freilich Tag aus Tag ein der ernste Lehrer, aber eben diese Haltung stellte ihn noch höher in ihren Augen, und zuweilen kamen doch — sie hätte jubeln mögen! — Momente seltsamer Zerknirschtheit, eigenthümlicher Unruhe; der Aerzteste, er wagte es nicht, sich ihr zu nähern!

So kam die Zeit der Rosenblüthe näher und näher, und die Vorüberwandelnden auf der Promenade, am Gitter des Parkthors, nannten die Baroness Wellendorf bezaubernder denn je, ihr Gang erschien noch schwebender, ihre Toilette noch feenhafter, ihr Haar noch üppiger, es floß herab bis auf den Gürtel. Aber die kleine Jofe hatte trotz alledem keine rothgeweinten Augen mehr!

Molière und die Frauen.

I.

Es ist meines Wissens noch nicht versucht worden, die Ansichten und Aussprüche des größten französischen Lustspielschreibers, Molière's, über die Erziehung und den Beruf der Frauen näher ins Auge zu fassen; und doch scheint mir, daß diese Arbeit eine lohnende ist.

Die Frauenfrage, um den modernen Ausdruck zu gebrauchen, hat den französischen Lustspielschreiber während der ganzen Zeit seiner Wirksamkeit unausgesetzt beschäftigt.

In seinem ersten Original Lustspiele — Molière begann seine dichterische Thätigkeit mit der Nachahmung der Italiener und Spanier — in den schon genannten „Précieuses ridicules“ verspottet er zwei unvorsichtige, überpannte junge Mädchen, die aus der Provinz nach Paris gekommen sind.

Von dauerndem Werthe sind Molière's Aeußerungen über die Frauen in dem zwei Jahre später geschriebenen Lustspiele, „die Schule der Ehefrauen“.

Uebrigens weiß Sganarelle für seine Erziehungsmethode ganz vernünftige Gründe beizubringen; und wie man aus den späteren Dichtungen Molière's ersieht, spricht selbst Sganarelle Dinge, mit denen der Dichter ganz einverstanden ist.

„Soll ihren Rock sich näh'n aus schlichtem Körper Und nur am Sonntag schwarze Seide tragen; Soll nie mein Haus verlassen und vor Allem Sich um die Wirtschaft kümmern; soll bedächtig In mühigen Stunden mir die Wäsche zählen, Oder zum Reibetreib mir Strümpfe stricken, Soll ohne Aussicht nicht ins Freie geh'n Und unsern jungen Strayken nicht begegnen.“

Aber auch die gegentheilige Ansicht, die Berechtigung der freien, ungehinderten Bewegung wird mit guten Gründen befürwortet: die Hofe Leonorens, Lisette, sagt sehr treffend:

„Es ist ein möglich Ding um unsre Ehre, Herr Sganarelle, wenn man's für nöthig hält Sie immerfort zu hüten; Ihr fahrt am besten, wenn ihr uns vertraut; Uns binden ist ein sehr bedenklich Ding; Denn unsre Ehre schützt sich selbst am besten.“

Und ihr stimmt Arift vollkommen bei, wenn er sagt:

„Das weibliche Geschlecht verlangt nach Freiheit. In straffer Bügel hält es schwer zurück, Und weder Argwohn, weder Schloß noch Gitter Verbürgen unsrer Frau'n und Mädchen Tugend: Die Ehre hält sie fest in ihrer Pflicht Und nicht die Strenge, die wir ihnen zeigen.“

In dem folgenden Lustspiele, „die Schule der Frauen“, behandelt Molière dieselbe Erziehungsfrage. Hier zeigt er in Arnolf einen Thoren, der sich sein Weib „construiren“ will, und der glaubt, daß das Glück seiner beabsichtigten Ehe dadurch versichert wird, daß er das Kind, welches er zur Gattin bestimmt hat, im Zustande der völligen Unwissenheit erhält.

Bauern aufgezogen, sie hat nichts gelernt, hat überhaupt keinen Begriff von der Welt und von dem, was in ihr vorgeht. Arnolf rühmt sich, das Meisterwerk einer Gattin geschaffen zu haben. Aber wie rächt sich seine thörichte Verirrung! Sobald Agnes den ersten jungen, liebenswürdigen Mann kennen lernt, der mit ihr vernünftig spricht, verliebt sie sich in ihn; die gewaltthätig unterdrückten Keime des Wissensdranges entwickeln sich in demselben Augenblick, wo sie die Macht der Liebe in ihrem Herzen fühlt; sie wird klug durch einen Blick und empfindet Abscheu und Widerwillen gegen Denjenigen, der sie in der Dummheit erhalten hat, und der sie zur Gattin abrichten wollte; sie wendet ihm empört den Rücken und wird glückliche Frau des Geliebten, der keine andere Zwangsmaßregel angewandt hat, als die, daß er sie auch liebt.

„Ein kluges Weib ist ein gar böses Ding! Und Mancher hat es sehr bereuen müssen, Daß seine Frau zu viel Talent besaß. Solt ich mit einem Schöngestir nicht belasten, Mit einer Frau, die überfein gebildet, Stets von Gesellschaft, von Vätern spricht? Die in der Prosa meisterlich bewandert Und mit den zarten Versen sehr vertraut ist. Die die Besuche eines hohen Adels Und von der Geistesblüthe unsrer Stadt Empfangt und witzig fidiert, schäkert, lacht, Die weil ich — als des Weibes Mann gebildet — In einer Ecke laure, stumm und blöde, Gleichwie ein alter Heil'ger ohne Zuspruch? Nein, nein, ich danke für die hohe Ehre! Ein Weib, das dichtet, weiß mehr als vornehmthun! Ich will, daß meine Frau in schlichter Einfachheit Nicht wissen soll, was Geist, Reim, Verse sind, Und daß, wenn man beim Pfänderpiel sie fragt: „Was soll der thun, dem dieses Pfand gehört?“ Sie jage: „Gott und seinen Nächsten lieben!“ Mit einem Wort, sie soll nichts Andern wissen Als beten, nähen, flicken und mich lieben!“

Chrysalid. So ist ein dummes Weib ein'r Ideal. Arnolf. So sehr, daß mir ein häßlich dummes Ding Weit lieber ist, als eine kluge Schöne. Chrysalid. Schönheit und Geist indeß... Arnolf. Anstand genügt."

So sehr Molière von der Nothwendigkeit durchdrungen ist, daß eine Frau etwas Ordentliches lerne, so wenig wünscht er, wie ich schon oben sagte, daß sie wirkliche Gelehrsamkeit erlange; und in seinem letzten großen Lustspiele in Versen beschäftigt er sich ausschließlich mit der Gelehrsamkeit der Frauen, die er mit dem schärfsten Hohn und Spott verfolgt.

Da ich mich darauf beschränke, hier Molière's Ansichten wiederzugeben, bringt es die Natur der Sache mit sich, daß ich in diesen Artikel zahlreiche Citate einführen muß, und auch jetzt muß ich wieder eine längere Stelle mit Molière's eigenen Worten hier anführen; sie sagt ganz genau das, was Molière selbst für das Richtige hält.

„Laß den Doctoren die Gelehrsamkeit! Studire nicht, was man im Wandel macht, Und merke lieber drauf, was hier geschieht. Es will sich nicht geziemen Aus hundert Gründen, daß ein Weib studiren Und allzuviel ergründen soll. Die Kinder Ehrbar und rechtsich aufziehen, — die Wirtschaft In Ordnung halten, — auf's Geringste sein, Mit Sparsamkeit den Hausbedarf bestreiten: Das ist ihr Studium, ihre Wissenschaft. Unser Etermütter Laßen sehr wenig, doch sie lebten gut; Ihr Haushalt war ihr einziges Gespräch, Ihr Bücherclap; Zwiern, Fingerhut und Nadel; Den brauchten sie, die Töchter auszukleiden. Wie anders treibens unsre Weiber jetzt! Sie müssen dichten — müssen Bücher schreiben, kein Wissen, keine Kunst dünkt sie zu hoch; Wie's auf dem Monde steht, auf Mars und Venus Und dem Polarstern, die mich allzumal Nichts angehn, das durchschaut Ihr; wie mein Topf Besorgt wird, der mir sehr am Herzen liegt, Davon versteht Ihr nichts.“

Es ist möglich, daß die eine oder andere Leserin mit der Molière'schen Heldin ausrufen wird: „O Himmel, welche beschränkter Horizont! Ward jemals aus plebejischen Atomen ein Weib so schwerfällig componirt?“ Aber ich glaube, daß sich auch Lesern finden, welche sich, wenn auch nicht laut, so doch im Stillen gestehen werden, daß der gute Chrysalid nicht ganz Unrecht hat.

In einem nächsten Artikel wollen wir uns einige der Frauen aus Molière's Umgebung, namentlich die beiden Bejards und die gute La Foret, seine alte Dienstmagd, etwas näher ansehen.

gen, für zehn Tausend Thaler, welche Sie einschließen, das Diebstahl sicher, vielleicht das Zehnfache einzufreien.“ „So liegt das Geld denn doch nicht auf der Straße.“ „Das ist es ja eben. Unser Geld liegt überhaupt nicht auf der Straße. In den Kellern liegt es, in den Gewölben der prästionirten Ritterschlösser und verfallenen Burgen.“ „Wer sagt Ihnen das?“ „Die Logit, das Studium. Die alten Raubritter pflanzten außer der Liebe und dem Mord nichts zu treiben, als das Rauben werthvoller Schätze. Daher hauptsächlich der Name. Die Schätze brachten sie auf ihre Schlösser. Oder sie entführten ein lustwandelnde und nichtsahnende Prinzessin, welche nur mit Gold, Silber und Edelsteinen gleichen Gewichtes ausgelöst werden mußte.“ „So bevorzugten sie wohl hauptsächlich die corpulenten Ehelichen?“ „Schweifen wir nicht ab. Wo sind diese Massen Goldes geblieben? Wir wissen, daß sie sie auf ihre Burgen brachten und deren Gewölbmauern damit fütterten. Aufgegriffen haben sie sie nicht.“

„Man nannte sie auch Eisenfresser.“ „Ganz richtig. Wo waren wir noch?“ „In den gefütterten Mauern.“ „Danke. Dort also liegen noch heute die Reichthümer des Mittelalters, deren Werth durch die Antike noch erhöht wird, die Gewölbe sind die unberührten Geldschränke der romantischen Zeit, deren Rauber wir in unserer Jugend aus eselshorenvollen Werken der Leibbibliothek mit unzählbarer Gier eingesogen. Die Gewölbe nun will die Actiengesellschaft, in deren Direction sitzen Sie uns die Ehre geben sollen, in ihre Taschen leeren. Die Ruinen sind billig zu haben. Sie bringen dem Staat nichts ein und der Führer, der die Fremden unterrichtet und ihnen für eine Kleinigkeit etwas vorlügt und dazu einen Kanonenschuß im Interesse des Echo's löst, wird für ein Billiges zu entschädigen sein. Haben wir die Burgen, so fangen wir an, den Boden zu dünnen und gelangen so in die Gewölbe, in die Ställe, wo die goldenen Kälber stehen, ich blicke im Geiste hinein, mein Auge ist geblendet.“

„Wollen Sie ein Glas Brauselimonade?“ „Ich danke, mir läuft das Wasser im Munde zusammen, wenn ich denke, daß — und Sie zaudern noch einen Moment, Sie mit zehn Tausend Thalern zu betheiligen?“ „Die Sache scheint mir allerdings jetzt plausibler. Aber lassen Sie mich diesen Raubermoment bis morgen ausdehnen, ich suche Sie dann an der Börse auf und antworte Ihnen mit Ja oder Nein.“ „Die Sache hat Eise!“ „Die Burgen haben so lange der Ausbeute getrost, es wird auf vierundzwanzig Stunden nicht ankommen. Ich muß nun darüber schlafen. Ich habe im Schlaf meine besten Gedanken auch die Nummer des großen Looses kam mir im Schlaf. Wir Wiedersehen, Herr Heinkelmann.“ „Adieu, Herr Schimmel, und der Gott der Träume schein Ihnen für zehn Tausend Thaler eine Million!“

„Ihr sprach ja so laut, liebes Männchen. Also eine neue Actiengesellschaft, Herr — Director?“ „Noch sind wir nicht so weit,“ meinte mit einem Blick auf das Schlüsselloch Herr Schimmel. „Wenn aber, dann schenkt Du mir das langersehnte Sammetkleid?“ „Darauf soll es mir dann nicht ankommen, mein Kind.“ „Ist das ein Wort?“ „Bei den Gebeinen des alten Kynast!“

Welch' ein wunderbarer Anblick! Das glitzerte und glühte! Das Gewölbe hatte seine Kostbarkeiten nicht länger hüten können. Keuchende Gnommen und Zwerge schleppten sie aus allen Winkeln herbei und stellten sie zu Füßen des neuen Directors nieder.

Herr Schimmel konnte sich nicht satt bewundern. Dicht bedeckte klassischer Staub den Glanz und die Formen der hier aufgehäuften Herrlichkeiten, deren Werth unschätzbar schien. Welch ein Bild!

Hier war ohne Zweifel die Schatzkammer der Gewaltigen, die einst in dieser nun zerfallenen Burg gehaust und das Entgehen der durch die Gegend ziehenden Kaufleute und Krämer gewendet waren. Sie sind längst verwest, und auf den Harnischen und Schwertern, welche jetzt in den Museen aufbewahrt werden, sind ihre Wappen und Sprüche seit einem Jahrhundert mit unbilligbarem Kost bedeckt, hier aber lag entzaubert der Schatz, den sie nach blutigen Fehden und Verbrechen zusammengetragen hatten, vor den Augen des Herrn Schimmel aufgedeckt.

Hier ein schwerer Koffer, — gewiß enthielt er die Mitgabe einer Kaiserin, — dort ein Sack, der den Fang von zwanzig glücklichen Perlenfischern enthielt. Herr Schimmel rechnete. Facit: Zehn Millionen Thaler nach flüchtigem Ueberschlag. Es konnte aber noch etwas mehr sein.

„Weniger ist es ganz gewiß nicht,“ lächelte Herr Schimmel. Goldene mit Rubinen und andern kostbaren Steinen bedeckte Kreuze wurden herbeigeschleppt. Herr Schimmel sah sie ganz deutlich bei dem grellen Schein einer Laterne, welche ein langbärtiges Männlein emporhielt. Die Kreuze stammten vielleicht aus einem Kloster, welches die Raubritter eines Tages erstickt hatten. Herr Schimmel hätte ein solches Unternehmen gewiß getadelt, wenn ihm nicht die Beute zugefallen wäre, wodurch er augenscheinlich wieder milder gestimmt wurde.

Da stand auch der Speer des alten Raubritters, ein ohnmächtiger Wächter jetzt, einst der Wunderstab, der die hier ausgebreiteten Schätze auf die Burg geschafft hatte.

Aber was glüht da durch das Dunkel? Sind es Rubinen? Taubeneiergroße Diamanten? Was mögen sie werth sein! Doch — es sind ein Paar Augen, ein Paar Katzenaugen? Augen, genau wie die des Herrn Heinkelmann, wenn er von den zehn Tausend Thalern sprach. Was soll, was will die Katze in dem Stall der goldenen Kälber? So hatte Herr Heinkelmann die Schatzkammer genannt.

Ein Zwerge, der zufällig aus der Tiefe mit einer Schale, von deren Bracht kein Stück des Hildesheimer Fundes eine Ahnung hatte, emporstieg, lachte laut auf, als er bemerkte, daß Herrn Schimmel die Katze durch den Kopf ging.

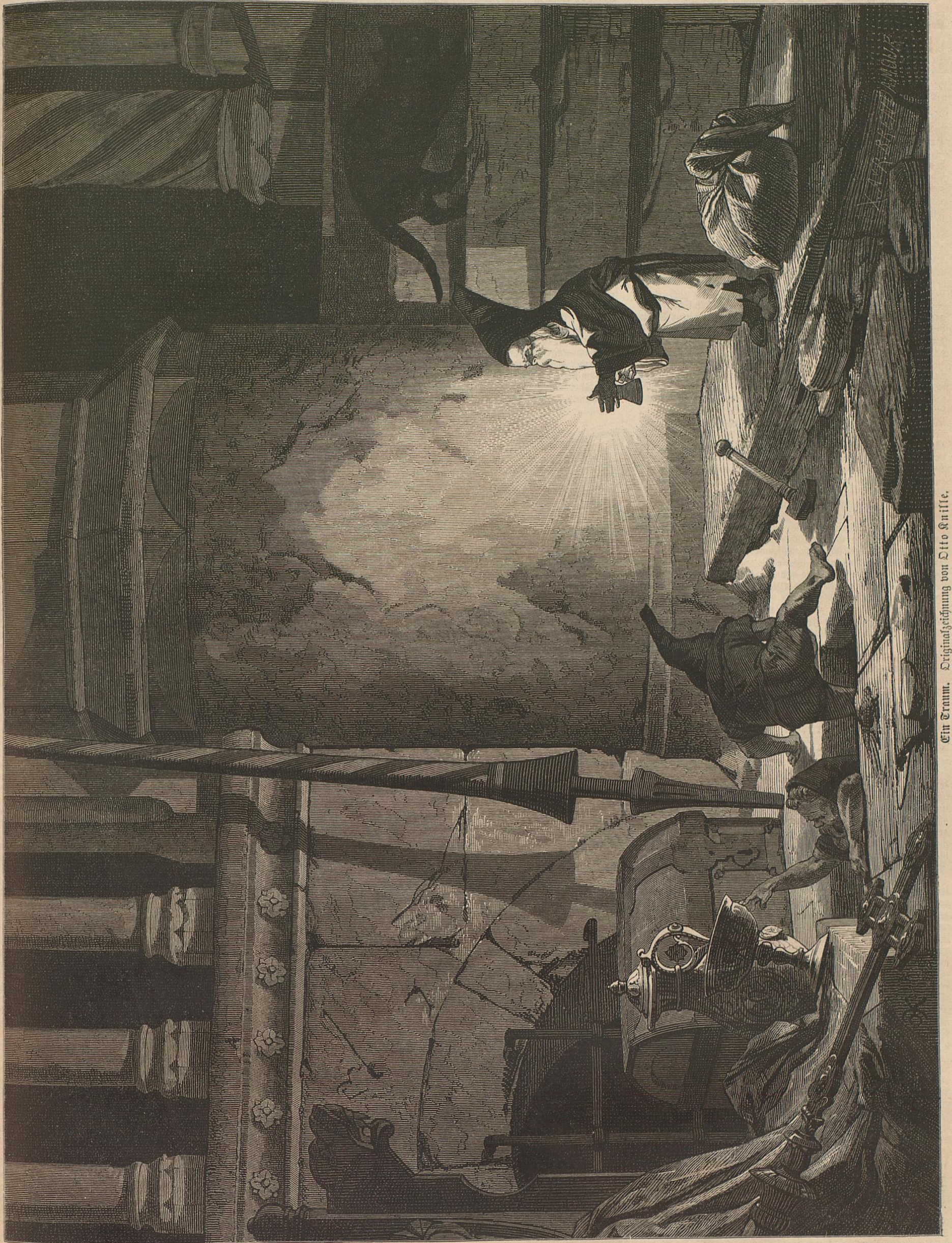
„Die Katze läßt das Mauseln nicht!“ rief der fichernde Zwerge etwas mysteriös.

Die neue Actiengesellschaft.

Von Julius Stettenheim.

„Sie müssen sich betheiligen.“ „Mir fehlt die Courage, ich will es nur eingestehn.“ „Weshalb?“ „Weil mir, aufrichtig gesagt, das Vertrauen fehlt.“ „Das klingt wie eine Beleidigung.“ „Es soll aber keine sein. Ich habe Vertrauen zu den unternehmenden Personen, aber keines zu diesem Unternehmen.“ „Und doch ist dasselbe neu, genial erdacht, solide angelegt und bietet Aussicht auf sicheren Gewinn. Eine Actiengesellschaft zur Ausbeutung der Ritterburgen ist und bleibt die organisirte Schatzgräberei. Lassen Sie sich doch nicht so lange zwin-

Paul Lindau.



Ein Traum. Originalzeichnung von Otto Krüffe.

„Du mußt das ja wissen,“ sagte Herr Schimmel, „standest ja im Dienst der romantischen Raubritter. Gottlob, daß es damit aus ist!“

„Unstinn!“ lachte wieder der Zwerg. „Die alten Raub-, die neuen Industrieritter, das ist Alles eins. Die Kage läßt das Mausen nicht!“

Herr Schimmel wollte was sagen, den Knirps zur Ordnung rufen. Da miaute die Kage, und er erwachte.

„Im Schlaf kommen mir die besten Gedanken,“ sagte Herr Schimmel. „Auch die Nummer des großen Looses zeigte mir der Gott — wie heißt er doch?“

Er eilte zur Börse.

„Haben Sie Herrn Heinzelmann eintreten sehen?“ fragte er den Portier.

„Da wird er hingeführt,“ sagte der Portier. „Er ist auf eine Depesche aus Kopenhagen als fühner Industrieritter verhaftet.“

„Als Raubritter?“ rief Herr Schimmel außer sich.
 „Das ist Alles eins. Es ist gut, daß wir ihn haben. Die Rache läßt das Mause nicht.“
 „Und ich wollte ihm zehn Tausend Thaler geben zur Ausbeutung der Ritterburgen. Mich wollte er ausbeuten!“ murrte Herr Schimmel und ging nach Hause.

* * *

„Bist Du Director, Männchen?“
 „Nein, mein Kind.“
 „Ach, mein schönes Sammetkleid!“ klagte die Dame des Hauses.
 „Sei ruhig, Du sollst das Sammetkleid haben und ein passendes Armband dazu.“
 Die Frau umarmte ihn stürmisch. „Dafür muß ich Dir einen Kuß stehlen!“
 „Die Rache läßt das Mause nicht!“ scherzte Herr Schimmel ganz vergnügt.

Das elektrische Victoria-Thermometer.

Als Sömmering in Frankfurt den ersten elektrischen Telegraphen herstellte, zu welchem er freilich vierundzwanzig Drähte bedurfte, für jeden Buchstaben einen, brach Napoleon der Erste den Stab über diese Erfindung. C'est une idée germanique — eine deutsche Idee.

Aus jener Idee germanique ist der weltbeherrschende Telegraph entstanden, welcher die uralte Mythe der Dioskuren verwirklicht hat.

Im größten Maßstabe hat der Telegraph sich jetzt bewährt und ist der Welt unentbehrlich geworden. Nehmt dem Körper seine Nerven, so sinkt er herab zur Maschine, nehmt der Erde ihre Telegraphendrähte und sie sinkt zurück in mittelalterliche Finsterniß. Die Eisenbahnen könnten nicht mehr mit Sicherheit ihren Dienst versehen, die Welten fielen wieder auseinander, die Völker würden einander entfremdet; die Menschen wieder anfangen, den Fremden auch für einen Feind zu halten, wie es die Alten thaten, denen jede Stadt eine Festung war, und jeder Fluß eine Grenze.

So wie im weitesten Kreise, wird aber auch im engsten die unschätzbare Geistermacht jenes körperlosen Wesens, das wir Electricität nennen, immer mehr zur Wirksamkeit gebracht; und so wie sie die Welten verknüpft und die Völker vereint, so fängt sie auch an, im trauten Hause und am heimischen Herde sich einzubürgern, wie ein anspruchsloser dienstbarer Penat.

Unsere Illustration zeigt ihn uns in solcher häuslichen Gestalt, es ist ein Wächter in Krankenzimmern, in Treibhäusern, in feuergefährlichen Räumen, mit einem Worte, ein Thermometer in die Ferne. Wenn Du fieberkrank und bewußtlos daliegst und jeder Grad mangelnder Wärme Dein leise flackerndes Leben auslöschen könnte, so steht er an Deinem Bette und hält die Wacht; jeder Hauch vom Fenster, jede Spur von Zugluft von der Thür, jedes Abnehmen des wärmenden Feuers im Ofen bringt ihn zur energichsten Thätigkeit. Dein Wärter, der vielleicht der Müdigkeit nicht widerstehen konnte, hört plötzlich ein leises Klingeln, wenn es sein muß, auch ein lautes, dicht an seinem Ohre, er schrickt auf und weiß, daß es zu kalt wird, oder daß es irgendwo zieht, und kann den Schaden reparieren.

Oder Du bist vielleicht ein großer Blumenfreund, hast ein sorgfältig gehegtes, mit kostbaren Pflanzen ausgestattetes Treibhaus; es ist Winter und grimmig kalt; die kostbaren Lieblinge sind in höchster Gefahr. Ueberheizung schadet ihnen nicht weniger, als ein Sinken der Temperatur; nach beiden Seiten hin muß große Vorsicht walten. Nun wohl, das kleine Instrument wacht auch hier die lange Nacht über das Wohl Deiner zarten Herzblättchen und weckt Dich oder Deinen Gärtner bei eintretender Gefahr.

Oder Du hast die Pflicht übernommen, die wahrlich nicht leicht ist, ein großes Lazareth zu überwachen und viele Hunderte von elenden, einst lebensfrohen, jetzt verzweifelt nach Leben ringenden Kranken sind Dir überantwortet. Pflegende Hände sind wenige zu Deiner Disposition — in dem einen Saal droht es zu kalt zu werden, in dem anderen herrscht Fiebergluth und Dfenqualm — da melden sich aus allen Sälen die Glöckchen und mahnen die Wärter und Heizer.

Der Mechanismus des Instrumentes verrät sich selbst auf den ersten Blick. A ist ein Thermometer mit gewundener Glasröhre, welche Quecksilber enthält. Dasselbe ist so gelagert, daß es mittelst des Sattels B, der sich hinauf und hinunter schieben läßt, bei einer beliebigen Temperatur in wagerechter Stellung bleibt. Diese Temperatur wird von dem Sattel auf einer Scala angegeben.

Steigt oder fällt nun die umgebende Temperatur, so dehnt sich das Quecksilber aus oder zieht sich zusammen, der Schwerpunkt wird verändert und das Thermometer neigt sich wie ein Wagebalken nach rechts oder links. In beiden Fällen berührt ein an dem Thermometer angebrachtes Stifchen bei C oder C' die betreffende Drahtschraube, der elektrische Strom mit D ist geschlossen und setzt nun einen magnetischen Glockenapparat in Bewegung, der hundert Meilen weit entfernt sein und drüben jenseits des Oceans sich befinden kann und bei etwaigen gleichzeitigen meteorologischen Beobachtungen oder Temperaturvergleichen noch entfernter sich befinden muß.

Selbstverständlich gehört zu dem Apparat, um ihn in Thätigkeit und Spannung zu erhalten, auch eine galvanische Batterie, von welcher D das negative und C, C' das positive Element repräsentiren. Der Strom bewegt sich bei der Berührung der Stifte, welche, um den elektrischen Funken zu widerstehen, aus Platin angefertigt sind, durch deren Vermittelung unterhalb des Thermometers in das Lager und in den Fuß, der wiederum mit der Schraube D in metallischer Berührung steht.

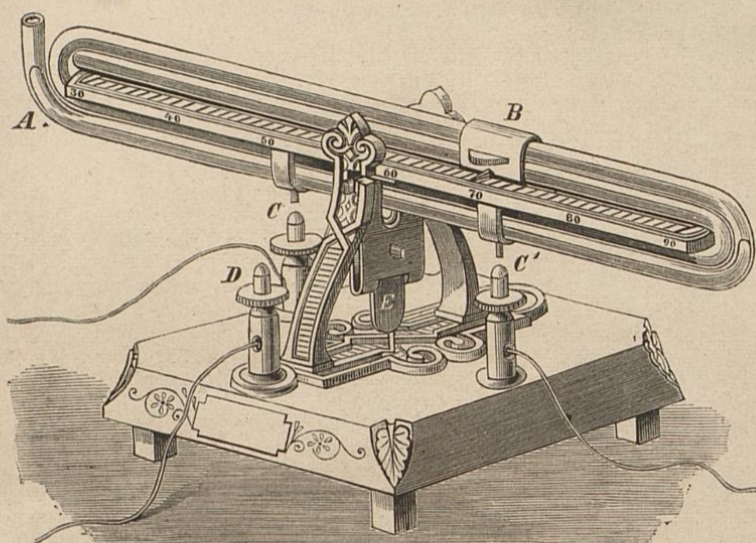
Wenn es darauf ankommt, zu wissen, ob Kälte oder Wärme signalisirt wird, so kann C, die Wärmeseite, eine hellertönende Glocke in Bewegung setzen, als C'. Ja, der Apparat ist so anstelltig, daß er, ohne uns im Schlaf zu stören, die nötigen Besorgungen selbst verrichtet, wenn wir ihm die Glieder dazu geben. So kann er z. B. bei Gasöfen, die jetzt in England sehr in An-

wendung kommen, selbsttätig die wärmende Flamme höher oder niedriger drehen, kann einen Ventilator reguliren, eine Wasserheizung beschleunigen oder mäßigen, ein Licht entzünden und alle die erlaunlichen Dinge ausführen, welche noch vor fünfzig Jahren kein Mensch, geschweige denn eine Maschine zu Stande brachte.

Durch die einfache Schraube E hat man es in seiner Gewalt, die Empfindlichkeit des Thermometers abzustumpfen. Mittelst derselben läßt sich das Lager des Agens erhöhen, so daß die Temperatur schon um mehrere Grade variiren muß, ehe das Gleichgewicht so sehr nach rechts oder links inclinirt, daß die Stifte den Strom zu schließen vermögen. Die Empfindlichkeit des Instrumentes ist nämlich so groß, daß sie verdiente, sprichwörtlich zu werden. Temperaturunterschiede, welche der nervöseste unserer europamüden Hypochonder beim besten Willen nicht zu erkennen vermöchte, bringen das kleine Instrument aus seiner Lage und läuten das Glöckchen. Ein halber Grad Wärme z. B., den ein gewöhnliches Thermometer kaum andeutet, der das Quecksilber nur um den 1 bis 9990. Theil seines Volumens ausdehnt und eine 52 Fuß hohe Röhre voll dieses Metalls nur 1 bis 1/5 Zoll steigen machen würde, kann das Victoria-Thermometer schon so afficiren, daß es seinen Ofen regulirt oder seine Glocke läutet und stände dieselbe Tagereise per Eisenbahn von ihm entfernt.

Die Naturwissenschaften haben für Viele ein häßliches Antlitz — man nennt sie so erschrecklich materiell, so ungeschminkt, so wahr und wirklich bis zur Grausamkeit; aber wenn sie sich in so freundlicher Gestalt vor uns verkörpern, wie in diesem Apparat, so müssen wir sie lieb gewinnen.

Der Arzt, welcher mit seinem Scalpell jedem Geheimniß des menschlichen Organismus nachgeforscht hat, gewinnt den Menschen nur um so mehr lieb, da er erkennt, aus welchen Wundern er zusammengesetzt ist, und so wird auch der empfindsamste Naturwissenschaftler den strengen Forscher nicht unliebsam schelten können, der ihm zwar all jene mythischen Wunder der Morgenröthe, des Nordlichts, der Erdbeben, der gewaltigen Windsbraut, des tosenden Gewitters pedantisch in materielle Kräfte zu zerlegen scheint,



Das elektrische Victoria-Thermometer.

doch aber jenen großen Wundern und Mythen Nichts von ihrer Gewalt, von ihrem Geheimniß, von ihrem Dufte raubt, dafür aber — das sehen wir — die Welten und Völker vereint und befreundet und selbst sich herabläßt, seine strenge Wissenschaft in zarterer Gestalt vor das Lager der Kranken, an das Bett der gelangenen Blumen zu stellen und über ihr Wohl zu wachen.

O. Beta.

Eine stille Werkstatt.

Von Paul Kummer.

Wessen Auge liebevoll auf den grünenden und blühenden Pflanzen ruht und wer von ihrem stillen Wachsen und Prangen sich je hat rühren lassen, der folgt mir vielleicht gern und mit Aufmerksamkeit, wenn ich ihm einen Blick auf die von der heutigen Forschung erkannte Arbeit des Sonnenstrahles an den Pflanzen eröffne.

Ohne Licht keine Blüthefarben! wer wüßte es nicht so? Das Licht, welches gebrochen die ganzen Regenbogenfarben entfaltet, legt eben seine ganze Farbenschönheit vor Allen in den Schoß der Blumen nieder und führt uns auf ein wunderbares Geheimniß seiner Strahlenwirkung. Je senkrechter die Sonnenstrahlen fallen, desto kräftiger pulsirt da unter ihrer Berührung das pflanzliche Leben und wird farbiger und duftiger. Es offenbart daher unter den Tropen das Pflanzenleben eine glühende Blüthenpracht, wie sie nirgends mehr erreicht wird. In jenen Ländern, wo der farbenblühende Colibri über den Blüthen schwirrt und die prächtigsten Brillantinfekten ihre Heimath haben, prangen auch die Blumen von einer überirdischen Farbenglut und duften gewirzig, wie wir beides fast nur auf den alpinen Berggipfen so wiederfinden, auf denen das reine Sonnenlicht durch keine dichte Atmosphäre getrübt ist. Von den Tropen nach Norden zu nimmt die Blüthenpracht immer mehr ab, bis unter den höchsten bis jetzt bekannten Breiten aller Farbenglanz vermischt wird, die Vogelwelt selbst den Schaumwellen des arktischen Meeres und den graubraunen Küstensen gleich ein weißes oder graues Gefieder trägt und nur die feinen Eisgeschlebe und das vom Nordlicht erhellte Firmament noch vom Zauber der Farben wissen, während das Sonnenlicht so schwach ist, um denselben auch in der organischen Welt hervorzuheben.

Und dieselbe Erscheinung zeigt bei uns nicht nur die sich vom Frühling zum Sommer hin steigende Pracht unserer Blumenflor, nein auch eine jede Pflanze in ihrer Entwicklung. In der Knospe verschlossen ist die prächtigste Blume bleich und unscheinbar; aber kaum, daß sie aufblüht und dem Sonnenlichte sich erschließt, schießen die Farben an und sie athmet ihre rasch sich entwickelnden Gerüche aus.

Neben allen den tausend Blüthenfarben ist aber auch und vor

Allem das allen Pflanzenwesen eigenthümliche Grün der „grünen Pflanzentheile“ ein absolutes Erzeugniß des Lichtes; unter dem Lichte nur entsteht es und schwindet wiederum, wenn es nicht fortwährend durch Lichtberührung erneuert wird, wie es Jeder weiß, der einmal im Schatten bleichgelb gewordene Gewächse in der Sonnenschein trug und sie da wie eratmet wieder grün sahen. Jedoch der Lichtgott schmückt seine Lieblinge nicht bloß mit dem Zauber der Farbe; auch immer neues Leben haucht er ihnen ein und allen Stoff, aus dem sie bestehen und von dem sie wachsen, webt er ihnen zusammen. Nämlich in bedeutamer Weise wird auch alle Erzeugung pflanzlichen Stoffes, also absolut alles sogenannte Wachstum überhaupt von dem Lichte bewirkt. In dieser geschickten Erkenntniß und dem Nachweise der bestimmten Wirkungsweise des Lichtes dabei liegen die vielleicht bedeutendsten Fortschritte für unsere heutige Erkenntniß des Pflanzenlebens.

Wie geht es zu, daß eine Pflanze wächst?

Diese uralte geheimnißvolle Frage, die auch Jedermann wohl einmal in die Gedanken gekommen, sie ist durch die heutige mühevollste Forschung in überraschender Weise gefördert. Und wer hätte es gedacht, sage ich gleich im Voraus, daß jene Frage: wie wächst denn die Pflanze? auf das innigste zusammenhängt mit der Thatfache des Ergrünes der Blätter unter Berührung des Lichtes. Grünen und Wachsen bedingen eben das eine das andere. Aber der Leser fragt mit Recht: wie mag das zugehen?

Der Schleier, welcher so lange das Räthsel des Wachsthums der Pflanzen uns verhüllt hatte, begann, wenn auch nur erst leise, gelüftet zu werden durch eine scheinbar unbedeutende Wahrnehmung, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Genfer Professor der Botanik, Bonnet, machte. Er beobachtete nämlich daß im Wasser gelegene Pflanzen im Sonnenschein reichlich Luftbläschen aushauchen; nur wenn die Pflanzen in ausgedehntem Wasser (d. h. ohne die, wie wir heutzutage wissen, zur Ernährung einer Pflanze nötige Kohlensäure) von der Sonne beschienen wurden, unterließ solcher Aushauch. Aber es mußte diese ausgeathmete Luft von ganz merkwürdiger Art sein, denn man

machte bald darauf die noch interessantere Wahrnehmung, daß der Sonne ausgelegte Pflanzen im Stande seien, ein verdorbene Zimmerluft für das menschliche Athmen wieder tauglich zu machen. Das wurde Alles beobachtet, ehe die Chemie ihre gewaltigen Fortschritte gemacht und die verschiedenen Gasarten der Luft unterscheiden gelernt hatte. jene Thatfachen blieben deshalb räthselhaft. Als die Chemie aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das Sauerstoff und die Kohlensäure kennen und unterscheiden gelehrt hatte, kam mit einem Schlage eine überraschende Klarheit auch in jene seltamen Wahrnehmungen in der Pflanzenwelt. Man fand nämlich, daß das Gas, welches eine Pflanze im Sonnenschein ausstößt, reiner Sauerstoff sei und daß ihr Vorhandensein in dem Zimmer deshalb die Luft verbessere, weil der Sauerstoff eine für unsern Lungen so nötige Gasart sei. Und auch wie die Pflanze dazu komme, Sauerstoff auszuathmen, ergab sich nun bald. Man fand nämlich, daß die Pflanze zu ihrer Vegetation vornehmlich auf die Aufnahme von Kohlensäure angewiesen ist und um so üppiger gedeiht, je reichlicher die sie umgebende Luft mit Kohlensäure erfüllt ist. Dem setzt man eine Pflanze in eine Atmosphäre, welche mit Kohlensäure gesättigt ist, so gedeiht sie prächtig und haucht in gleichem Maße nun im Sonnenschein auch Sauerstoff aus; fehlt aber die Kohlensäure, so hört der Sauerstoffaushauch in der That auch auf. Damit war das Räthsel gelöst. Sicherlich wurde also unter dem Einfluß des

Sonnensichtes die aufgenommene Kohlensäure in dem Pflanzeninnern chemisch zerlegt; und zwar wird der Kohlenstoff derselben von der Pflanze beibehalten und zu Pflanzenstoff verarbeitet, dagegen ihr Sauerstoff als überschüssiges Material zum größten Theile wieder ausgehoben. Für die Nahrungsaufnahme und die Zerlegung der Nahrung unter dem Reiz des Sonnenstrahles war somit völlige Klarheit gewonnen. Und daß die Pflanze auf diese Weise wächst und sich selbst substantiell vermehrt, ist durch ferneren Veruch Saussure's am Beginn dieses Jahrhunderts unleugbar geworden, welcher nachwies, daß mit der Sauerstoffauscheidung im Sonnensichte die Pflanze, anstatt an Gewicht zu verlieren, vielmehr schwerer wird, also an eigener Substanz zunimmt. Thier- und Pflanzenwelt arbeiten sich somit für ihre Existenz in wunderbar angelegter Weise in die Hände, indem die von der Thierwelt ausgeathmete Kohlensäure zur Ernährung der Pflanzen dient und indem wiederum die Pflanze dadurch die Luft immer wieder reinigt und zugleich als Nahrungsmittel der Thierwelt deren Lebensunterhalt bedingt. Ein wunderbarer Kreislauf der Stoffe, von dem die Existenz alles Lebens auf Erden abhängt. Aber die Sonne mit ihrer Strahlenwirkung, fügen wir hinzu, sie ist's allein, die diesen Kreislauf in rastloser Bewegung erhält.

Der Reiz des Geheimnißvollen beginnt jedoch nun erst. Wir haben die Frage auf den Lippen, wie denn der beibehaltene Kohlenstoff im zarten Pflanzenleibe verwertet, verarbeitet, verwoben wird. Dazu gilt es zunächst einen Einblick in das Pflanzeninnere selbst und in die periodische Veränderung seines Inhaltes zu wagen. Unser Auge reicht freilich dazu nicht aus. Wenn wir aber das vergrößern Auge des Mikroskopes zu Hilfe nehmen, so ist's uns vergönnt, das Innere zu belauschen und zwar finden wir in überraschender Weise, daß der Pflanzenleib nicht aus einer gleichförmigen grünen Masse besteht, sondern aus kleinsten dicht geschichteten runden oder eckigen Zellen zusammengefügt ist, aus denen, gleichsam aus lebendigen Bausteinen, Blatt und Stengel in meisterhafter Architektur sich aufbauen. Aber wir dringen noch weiter und in der winzigen Zelle nehmen wir noch Winzigeres wahr! In den an und für sich kristallhellen, bläschenartigen Zellen der Blätter und aller grünen Pflanzentheile fällt beim Blick durch das Mikroskop nun vor Allem auf, wie in ihrem saftgefüllten Innern je eine größere oder kleinere Anzahl grüner Körnchen (Chlorophyllkörner) lagert. Diese sind es, deren zahlreicher Reiche Blatt und Stengel einzig die grüne Farbe verdanken. Und, so seltsam es klingt, diese Chlorophyllkörner sind der winzige, aber tausend- und abertausendfache alleinig Lebensherd der Pflanze, auf dem der Sonnenstrahl als die Flamme dieses Herdes das Leben fort und fort wirkt und webt. Diese Arbeit des Sonnenstrahles an der Pflanze ist so fein, so überfein und überraschend wunderbar, wie nur die Eisenhände der Märchenwelt sie in gleicher Weise auszuführen wüßten, von denen eine sinnige Volkswisheit erzählt, daß sie Blatt und Blüthe geheimnißvoll nur berühren und Alles wird und wächst und blüht und duftet.

In der That, eine Eisenarbeit ist's, durch welche mit dem

unhörbar schwingenden Sonnenstrahlen für die Erde das grüne Pflanzenkleid gewoben wird! — so rufen wir aus bei Einblick in die geheimnißvolle Sonnenwirkung auf die Milliarden einzelner Chlorophyllkörnerchen, welche eine einzige Pflanze enthält.

Sehen wir diese unaussprechlich kleinen grünen Körnerchen einen Augenblick uns näher an. Sie lagern an den Zellenwänden und sind selber nichts als gewöhnliche Stärkemehlkörnerchen, deren jedes aber noch von einem grünen anderen Stoff, dem sogenannten Chlorophyll, überzogen ist. Weiter unterscheidet auch der prüfende Blick des sorgfältigsten Forschers nichts an ihnen. Aber ihr wunderbares Wesen leuchtet alsbald ein, wenn wir erfahren, daß sie ihrer Größe und Masse nach eine immervähernde Veränderung erleiden. Betrachten wir sie an dem Blattstücker einer Pflanze, welche einige Tage dem Lichte entzogen war: wir erkennen sie kaum mehr, denn die grüne Färbung ist fast spurlos dahin und sie selbst sind zu winzigen runzligen Körnerchen, fast zu einem Nichts eingeschrumpft. Wir stellen die Pflanze einige Zeit in die Sonne und betrachten wiederum die Chlorophyllkörnerchen eines Blattstückerchens. Wie sind sie nun so ganz verändert in wenigen Stunden! In das kräftigste Grün getaucht schimmern sie uns aus den durchsichtigen Zellen entgegen und sind zugleich groß und glatt und feist geworden. Und dieses Wunder der Veränderung hatte das Sonnenlicht zu Stande gebracht. Dieses allein war es nämlich, welches die Aufnahme der Kohlenensäure aus der Luft beförderte und auf geheimnißvollen Wegen sie rasch derartig verarbeitete, daß sie den Kohlenstoff derselben an die Chlorophyllkörnerchen knüpfte und dieselbst zu Stärkemehl verwandelte; in Folge davon schwellen die Chlorophyllkörnerchen, an denen somit die ganze Sonnenarbeit niedergelegt ist und von denen somit alles Wachsthum der Pflanze bedingt ist. Von ihnen wird dann der so verarbeitete Stoff an die verschiedenen Theile der Pflanze abgegeben, aber wiederum in seltsamer Weise. Gleichwie nämlich die Penelope unter dem Antriebe der Freier auf Ithaka am Tage das Gewebe ihres Webstuhles vergrößerte, aber in der Stille der Nacht die Arbeit des Tages wieder auflöste: so schwinden die Chlorophyllkörnerchen im Dunkel, also stetig zur Nachtzeit, auch ein und sind am Morgen zu einem Nichts eingeschrumpft, um durch die junge Tagessonne die Vergrößerung von neuem zu beginnen. Aber das Eingeschwundene derselben ist nicht verloren wie die Arbeit der Penelope, es ist vielmehr der Gesamtpflanze zu Gute gekommen. Nämlich das Stärkemehl der Chlorophyllkörnerchen hat, von dem grünen Chlorophyllüberzug chemisch angeregt, sich flüssig gelöst und in Zucker-, Gummi- und anderen Saft sich umgewandelt. Diese flüssige Lösung ist dann nach allen Theilen der Pflanze hingeströmt, damit dieselbe neue Zellen daraus bilde und nach allen Richtungen hin sich durch neue Triebe, Knospen und Blüthen erweitere.

Das ist die schöpferische Arbeit des Sonnenstrahles an allen Grüntheilen der Pflanze! Ob aber die einzige? und ob es die Arbeit des ganzen Sonnenstrahles ist? Wir wissen, daß dieselbe eine siebenfarbige Garbe ist, wie er an der Wolke im Regenbogen und durch das Glasprisma fallend als Spectrum sich auseinandergibt; und wir wissen auch, daß, wie unter den Menschen bei ihren Arbeiten die Arbeitstheilung herrscht, so auch nicht jeder Strahl des Lichtes das Gleiche leistet. Wenn die rothen Strahlen des Farbenspectrum die wärmenden sind, die violetten alle chemischen Wirkungen hervorbringen, die leuchtenden wieder andere Dienste verrichten, so erblickt schon daraus ihre mehrfache Verwendung im Haushalte der Natur. Und eine mannigfachere Arbeit haben die Strahlen vielleicht nirgends zu leisten, als an der Pflanze, die so vielfache Leistungen nötig hat. Ueber diese verschiedenen Functionen führe ich, um von mir Gesagtes nicht anders noch einmal zu sagen, eine Stelle an aus meinem für Gebildete unter den Naturfreunden geschriebenen Büchlein: „das Leben der Pflanze“. „So haben die einzelnen Farbenpartien des Lichtbündels ihre wesentlich verschiedene Functionen für das Leben der Pflanze, vielleicht sogar jedes einzelne Farbensfeld des Spectrum seine eigenen. Sind es doch wieder nur ganz bestimmte, die sogenannten „leuchtenden“, welche die Zerlegung der Kohlenensäure veranlassen. Specieell diejenigen, welche den rothen zur Seite liegen, bewirken das Blüthen und die Fruchtentwicklung der Pflanze. Wiederum nur von den chemischen und wärmenden Strahlen zugleich berührt, gewinnt die Blume ihre Farbenpracht. Der ganze ungetheilte Strahl ist somit nötig, damit die Pflanze eine ungeborene Entwicklung habe. Aber physikalische Untersuchungen haben herausgestellt, daß derselbe nicht immer alle seine Partien der Erde sendet, vielmehr je nach der Stellung eines Punktes der Erde zur Sonne nur immer bestimmte zu uns hindurchbringen läßt. Sehen wir nun aber, wie bei uns im Frühling die attinischen blauen und violetten Strahlen, welche das Wachsthum bewirken, reichlicher werden; wie zum Sommer, wo Alles üppig treibt und mit Blumen prangt, die Wärmestrahlen in gleicher Menge sich vorfinden; wie im Herbst, wo alles reift, die attinischen abnehmen und die wärmenden, welche auf die Fruchtentwicklung wirken, sich mehren: so staunen wir, wie das Erwachen, Steigen und Sinken des Jahreslebens unserer Pflanzenwelt (und ebenso das andersartige anderer Zonen) in sanfter Nothwendigkeit an einfachste Umstände geknüpft ist, — an die schiefe Neigung der Erdoberfläche zur Sonne hin und an die unscheinbaren Brechungs Gesetze der himmlischen Strahlen.“

Ob mit all der reichen Beziehung zwischen Licht und Pflanzenleben nun aber die ganze volle Liebe des Lichtgottes Natur zu Anna, diesem anmuthigen Symbol der Blüthenwelt, ausgesprochen sei?

Der sehnsüchtige Zug der Gesamtpflanze mit Blättern, Stengel und Blüthe zur sonnigen Quelle des Lichtes ist dabei ja noch ganz unerwähnt geblieben. Und doch ist dies gerade eine Erweigung des Lichtlebens aller Pflanzenwesen, die so bedeutungsvoll und keinem Beobachter entgehen kann. Nicht ja nur, daß Bäume und Kräuter mit ihren Stämmen und Stengeln von dem dunkeln Erdengrunde weg unabweislich zur Sonne hinstreben und gleich die aufgerichteten Blätter wie von einer geheimnißvollen Macht emporgezogen werden. Auch an jedem Blumenfenster können wir beobachten, wie die Blüthenaugen der Gewächse sich nach dem Lichte hinwenden, so oft wir sie auch wieder umdrehen mögen. Und jeder Gärtner hat deshalb darauf zu achten, daß er die Beete, welche ihren Blumenstolz schon repräsentiren sollen, so anlegt, daß sie nach Süden schauen.

Und wie die Pflanze im wachen Zustande von der Sonne lebt, so weckt das Licht sie in geheimnißvoller Weise auch aus dem Schlafe, zu dem manche mit dem anbrechenden Abend ihre Blätter zusammenlegen und ihre Blumenkronen träumerisch einsinken. Mehr oder minder ruhen sie dann alle, wenn auch nur einige durch solche äußere Zeichen von Schlummer, durch Sentungen

und Schließungen und Faltungen das innere Eingehen zur abendlichen Ruhe andeuten. Aber der Strahl der Morgenröthe zuckt über den Horizont und berührt die thauig glänzenden Schläferinnen, so wachen sie allmählich auf, die einen nach den andern: die Blätter heben sich auseinander und die geschlossenen Blumen thun sich weit auf. Wohl ruht für die Wissenschaft noch manches Geheimniß auf diesem sogenannten Blumenschlafe, aber das wenigstens steht bedeutungsvoll fest, daß nur die schwindende Sonnenwirkung sie zum Schlummer bringt und der Einfluß der Sonnenkraft sie wieder weckt und wach erhält.

Auch die kühle Betrachtung der Wissenschaft kann darum das innerste Wesen der Pflanzen nicht tiefer und nicht umfassender bezeichnen, als der Dichter es thut, der sie preist als „die holden Kinder des Lichtes“.

Ein Frauen-Ideal.

Seine Heimath ist jenes märchenhafte, von den Gletschern des Himalaya umschlossene Thal, welches Kasmir, das indische Paradies geheißt. Ewiger Frühling durchweht es, unvergängliche Rosen leuchten und glühen unter Palmenkronen. Dort wird er geboren, jener anmuthige und doch so mächtige Zauberer, dem alle Frauenherzen der civilisirten Welt entgegen schlagen, dessen Namen keines, auch das edelste nicht, ohne stille Sehnsucht nennt.

Ein echter Kasmirshawl! Ist er nicht berechtigt, ein Ideal der Frauenwelt zu heißen? Gibt es etwas Schöneres im Gebiete der weiblichen Toilette, etwas das ihm gleich wäre an Zartheit und Weichheit, an Eleganz und Farbenpracht? Und was er nicht alles zu erzählen wissen müßte, so ein echter Sohn des Südens, wenn er einmal seine Memoiren schrieb. Was er nicht alles erlaubt haben mag an den heiß pulsirenden Herzen, an den glühenden Schultern, um die er seine weichen Falten schmiegte!

Lange schon hat solch ein alter Kasmir, der viel in der Welt umhergekommen ist, mir seine merkwürdigen Schicksale zu erzählen versprochen. Am nächsten gemüthlichen Winterabend werde ich dieselben für meine Leserinnen aufschreiben. Inzwischen will ich heute nur einen kurzen Abriss geben von der Entstehung und Bereitung des echten Shawls, in der Voraussetzung, daß für seine Verehrerinnen auch dieses Thema nicht ohne Interesse sein wird.

Bekanntlich beruhen Schönheit und Werth eines echten Kasmirs einerseits in der Zartheit und Weichheit des Stoffes, welche so groß ist, daß man ihn durch einen Fingerring ziehen kann, andererseits in der Eleganz der Farben. Man behauptet, daß jenes gesegnete Upenthal, welches allein die echten Kasmirs liefert, gewisse chemische Bestandtheile enthalte, mittelst welcher man der Wolle in der Färberei so brillante Farben zu geben vermag, wie sonst an keinem Orte der Welt.

Die zum Gewebe eines echten Shawls gebrauchte Wolle stammt von der Tibetziege, die in Hochalpen lebt. Es ist der zarte Flaum, der unter dem Haar unmittelbar auf der Haut des Thieres sitzt und welcher ungemein fein und weich, dem Gefieder der Eidergans ähnlich ist. Er wird in Weiß oder Grau, auch gelblich und schwarzbraun angetroffen. Die Zurückung des Puschums vor dem Färben, so heißt nämlich die rothe Wolle in der Landessprache, erfordert außerordentlich viel Sorgfalt und Geduld. Zunächst wird es in Kalkwasser gereinigt, dann von den größeren Haaren, mit denen es gewöhnlich stark untermischt ist, gesäubert. Da der Werth des Gewebes zum großen Theil von der Accuratess dieser Arbeit abhängt, so wird dieselbe zwei bis drei Mal an derselben Wolle wiederholt.

So präparirt, gelangt das Puschum auf das landesübliche Spinnrad, die Dschurka. Das Spinnen will nicht minder als das Reinigen der Wolle mit großer Aufmerksamkeit verrichtet sein, es wird daher vorzugsweise von den Mädchen und Frauen des Ortes ausgeführt. Mehr als hunderttausend füllen mit dieser Beschäftigung für larmen Lohn ihr Leben aus und zwar meist schon von zarter Kindheit an. Von frühstem Morgen bis spät in die Nacht hinein sitzen sie tief über das schwirrende Spinnrad gebückt, vom spärlichen Schein einer Lampe kümmerlich beleuchtet, die zuweilen das hellere Mondlicht erseht. Die zarte Wolle wird nämlich in unterirdischen Käuimen gesponnen, damit nicht Hitze und Tagessehn ihr die staumige Weichheit rauben. So blühen denn die dunkeläugigen Hindumädchen, gleich den Rosen ihres Thales, nicht für das sonnige Leben und seine Freuden, sie leben — und sterben für die großen Zwecke der Industrie!

Das gesponnene Garn kommt nun, in Strähne geordnet, in die Werkstatt des Färbers. Ein Färber von alter Herkunft — die Färberei ist dort eine sehr angesehen und erbliche Kunst — rühmt sich, nicht weniger als sechzig verschiedene Farbtöne herzustellen zu können; jeder derselben hat seine nationale Bezeichnung, so wird z. B. das Carmoisinroth nach der indischen Granatapfelblüthe „Gulanar“ genannt.

Nachdem das gefärbte Garn noch in siedendem Reistwasser die nötige Appretur erhalten hat und nach den Farben sortirt ist, gelangt es endlich auf den Webstuhl und nun ganz unter männliche Hände. Der Weber arbeitet nach einem schwarz auf weiß vorgezeichneten Dessin, auf welchem die anzuwendenden Farben und die Anzahl der Fäden vermerkt sind, die für jede Farbe verwendet werden sollen. Die Gesamtzahl der Fäden beträgt, je nachdem das Muster mehr oder weniger complicirt ist, zwischen 600 und 1500 Stück. Je mehr Figuren das Muster enthält, desto langsamer schreitet die Arbeit vorwärts; so vermögen zuweilen drei Arbeiter während eines ganzen Tages nur 1/4 Zoll des Gewebes fertig zu schaffen und die Vollendung eines solchen Shawls erfordert ein bis anderthalb Jahr.

Hat der Weber sein Werk vollbracht, so wandert der Shawl zum Reiniger, der ihn von Fasern und Knoten säubert, dann auf das Stempelamt, wo er sein „Zeugniß der Reife“ erhält, endlich in die Hände des Kaufmanns. Dieser hat noch die sorgfältige Wäsche des Shawls zu besorgen, nach welcher er dann, in vielfache weiche Hüllen verpackt, seine Reise durch die Welt antritt.

Wieber hätte ich freilich, statt dieses trockenen Berichtes, jeder Leserin einen echten Kasmir zu Füßen legen mögen, aber — wo bliebe die Poesie, wenn unsere Ideale so leicht verwirklicht würden?!

Die Mode.

Ein Geheimniß, das ich zu Gunsten meiner Leserinnen ausplaudere.

Sie war schön und reich und geistvoll, die junge Baroness K., aber — sie war in Verzweiflung. Keiner der Anzüge ihrer reichen Toilette wollte ihr heute gefallen, keiner schien ihr hübsch und originell genug. Das Sonnenlicht fluthete eben heute heller als je vom Himmel nieder, und in Emz war die höchste Aristokratie von Europa versammelt. — Sinnend ließ sie ihr Auge über die ausgebreiteten Gewänder schweifen; unwillkürlich haftete es an dem Ueberkleid eines Anzugs aus weißem Foulard à dessin Pompadour, das in reichen, mit schwarzen Sammetstreifen gerasteten Falten sich kokett und anmaßend über ein zufällig daneben liegendes schwarzes Sammetkleid baugte. — Da erhellte ein Lächeln das Gesicht der jungen Dame. — Schnell legte sie das schwarze Sammetkleid an, warf statt des dazu gehörigen oberen Rockes die à la Watteau arrangirte Tunika des Foulard-Anzugs über und — die reizendste, neue und originelle Toilette war vollendet. — Als Baroness K. an jenem Tage am Brunnen erschien, erregte sie allgemeine Bewunderung und sämtliche Damen mühten sich bis zur Nervosität, zu ergründen, welchem Mode-Magazin diese entzückende Toilette entnommen sein könne. — Schon am folgenden Tage erhielt das Haus Gerson in Berlin eine Anzahl Aufträge zur Anfertigung derartiger Costüme, Genre Louis XV., und seitdem ist dieses Genre das Bevorzugteste der eleganten Welt geworden. So wird zuweilen die Mode gemacht.

Zu solchen Anzügen trägt man Gürtel und Schärpe entweder von schwerem schwarzem Reß- oder auch von Sammetbande. Neuer und origineller ist es, sie durch eine große farbige Bandschleife zu ersetzen, welche in der Mitte des Rückens, etwa in gleicher Höhe mit der decoletirten Untertaille, befestigt wird und von welcher zwei oder drei ausgezackte Enden noch 40 Centimeter lang unterhalb der Taille herabfallen. — Solch flatternder Schmuck ist indessen nur Damen sehr jugendlichen Alters gestattet.

Neben den farbenreichen Anzügen à dessin Pompadour behaupten sich nach wie vor die solidern Costüme aus einfarbigem, grauem oder gelbem Lenos naturel, mit gefalteten Mullfrisuren, mit gestickten Volants vom Stoff des Kleides, mit gleichfarbiger oder weißer Guspire Spitze oder mit Franze garnirt. — Bast éoru und gelblicher Foulard sind gleich beliebt; beide Stoffe werden neuerdings, außer mit gleichfarbiger Spitze und Franze, mit schwarzem Sammetbande und Schleifen aus solchem garnirt, was von sehr hübschem Effect ist. Auch zu Costümen aus Leinwand und Percal wird diese Garnitur mit Vorliebe verwendet.

Elegantere Kleider aus schwarzer oder farbiger Seide zur Besuch- und Gesellschafts-Toilette werden sehr häufig mit Volants, Frisuren oder Rüschen aus Crêpe-de-Chine oder aus glattem weißem Mull garnirt. Auch fertigt man aus solchem den oberen Rock oder die ganze Tunika.

Bei kühleren Tagen sind für die Promenade zu einem Rock aus dunkler Seide oder Wolle Ueberkleider aus Plaidstoff mit eingewebter Vorte und Franze sehr beliebt, auch wird man ganze Anzüge aus diesen Stoffen tragen. Als die vorzüglichsten Arten derselben sind Plaid diagonal à frange und Popeline à frange soie zu empfehlen. In den Wädern trug man sogar Röcke von farbigem Plaidstoff oder Flanell mit Tunika aus grauer oder éoru-farbener Leinwand. Jedensfalls eine eigenthümliche Zusammenstellung.

Von den verschiedenen Formen des Ueberkleides (Tunika), das entweder ungerafft und ziemlich lang oder vorn und an den Seiten nur einen kurzen Schoß bildend, hinten aber gerafft und sehr lang getragen wird, sind neben der schon älteren Form Watteau besonders die Tunique Polonaise und Marie Antoinette bevorzugt. Erstere ist gewöhnlich mit Revers und Aufschlägen von Sammet oder Seide versehen, reich mit Schurbesatz und mit vielen kleinen Knöpfen verziert. Die Tunique Marie Antoinette ist vorn offen, oberhalb des Taillenabschlusses mit einer Schleife zusammengehalten, an den Seiten mit großen, mit Aufschlägen versehenen Taschen ausgestattet. Sie wird sowohl von Taft oder Kasmir als von Geze Grenadine, Percal, Batist oder Mull getragen, ohne jede Garnitur, am Außenrande nur mit einem breiten Saum verziert.

Die Costüme in zwei Nuancen (à deux tons) werden künftiger weniger vorherrschend sein als bisher; man wird vielmehr Rock und Tunika entweder in zwei verschiedenen abwechselnden Farben oder nur in einer Farbe tragen, und zwar scheinbare Olivengrün, Russischgrün, Dunkelblau und Rothbraun besondere Gunst zu gewinnen. Letzteres Braun existirt in den verschiedensten Nuancen und ist eigentlich die vormalig so beliebte Bismarckfarbe, nur mit einem mehr röthlichen Ton. — Die Franzosen, welche auch jener Farbe ihren berühmten Namen gegeben hatten, nennen das neue Braun nicht ohne hoshafte Beziehung auf die jüngsten Ereignisse: Tigerbraun. Der Einsiedler auf Barzin wird ihnen diese kleine Genugthuung gewiß von Herzen gönnen, nachdem er — — Halt, Herr Redacteur, nur kein Stirnrundzeln, ich gelobe Besserung! — Sie haben Recht, die Mode soll so wenig über Politik plaudern wie ein Schmetterling um Kanonen gaulen mag.

Also, wir sprachen von Costümen. Es ist durchaus gestattet, und zwar jüngeren sowohl als älteren Damen, das Costüm ohne jede andere Confection als Promenaden-Toilette zu tragen; ebensovoll kann man es auch durch einen Talma oder ein Mantelet vervollständigen. Man schießt solche in den verschiedensten Formen, meist mit reicher Verschnürung von schwarzer Rundschur und Passementerie oder, bis auf einen kleinen Theil des Fonds, durchweg mit bunter, sogenannter perischer Seidenstickerei verziert. Die jungen Damen wissen aus einem glatten viereckigen Stofftheil von Flanell, Kasmir, Crêpe-de-Chine oder dergl., welcher mit Sammet und Spitze besetzt ist, reizende kleine Mantelets zu arrangiren, die sie bald als Shawl, bald als dreieckiges Tuch oder als Beduine in stets neuen Formen und Falten um Schultern und Hals drapiren.

Unter den Lingerie herrscht eine unendliche Mannigfaltigkeit. Die beliebteste Zusammenstellung ist immer noch feine Leinwand und echte Spitze, gefalteter Mull und farbiger Crêpe-de-Chine. Als eigenthümliche Neuheit ist die Garnitur „à la religieuse“ zu erwähnen. Sie besteht einfach aus einem gefalteten Schrägstreifen von Mull oder echtem Batist ohne weiteren Schmuck, der an Stelle des Kragens und der Unterärmel dem Kleide eingehaftet wird.

Als treuer Beschützer der sommerlichen Toiletten behauptet immer noch der Regenmantel sein altes Recht.

In Bezug auf die Herbst- und Winterpaletots aber nein, heute noch Nichts von winterlicher Trauer.

Veronika v. G.

Charade.

Vom Himmel fällt das Erste nieder, Es wird versenkt ins tiefe Meer,

Leicht sind die letzten Zwei zu finden, Ließt du den ersten Vers genau,

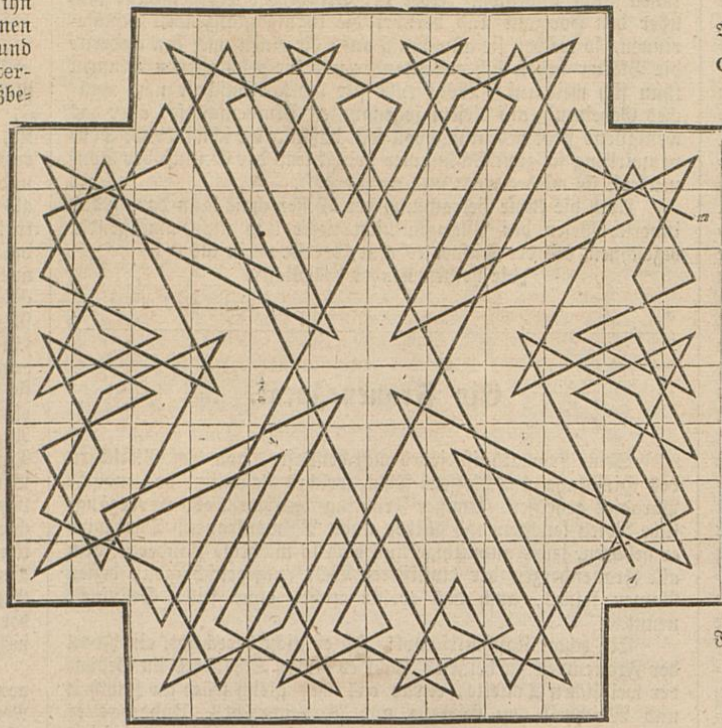
An diesem Räthsel ist das Beste, Daß es der Lösung Worte bringt.

Kritische Correspondenz.

Wenn man mit Damen oder über die geistigen Schöpfungen der Frauen schreibt, so muß man seine Feder in die Farben des Regenbogens tauchen.

Wenn man mit Damen oder über die geistigen Schöpfungen der Frauen schreibt, so muß man seine Feder in die Farben des Regenbogens tauchen.

Schlüssel zur Auflösung der Räthsel-Aufgabe Seite 266.



Auflösung der Räthsel-Aufgabe Seite 266.

Wer noch voraus ein Leben hat, Wird nie der Freude müd' und satt.

So jung, so reich, so morgen schön — Wie kann dies Leben je vergehn?

Doch einmal wacht man sinnend auf, Wie hat die Zeit geschwinden Lauf!

Und sieht man träumend nach der Uhr, Was rennt so toll der Zeiger nur?

Man hielt ihn häufig gern zurück — Fort ist der Schatz, hin ist das Glück!

Hermann Kletke.

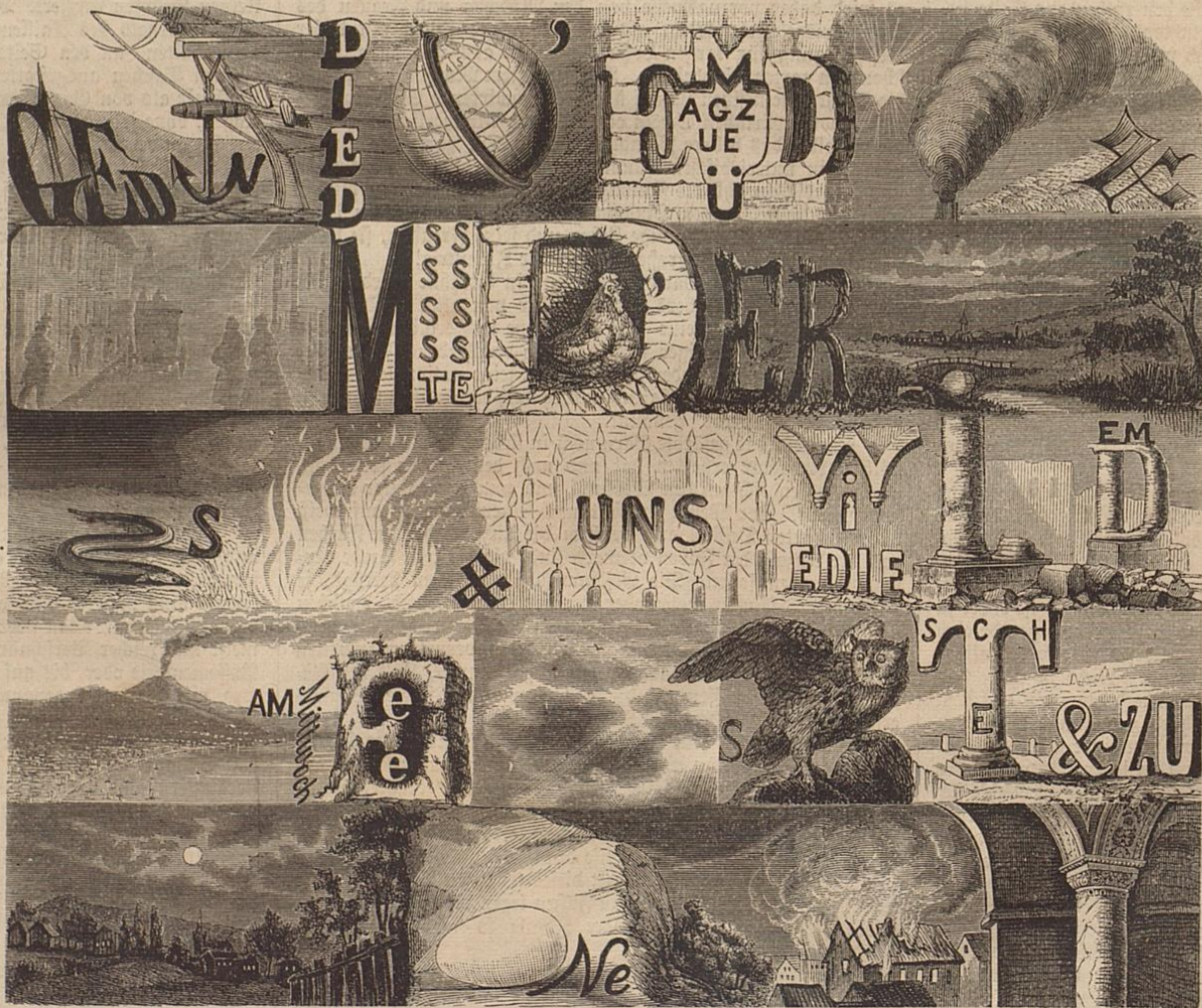
Auflösung der Charade Seite 266.

„Theemaschine.“

Correspondenz.

Herrn C. H. in Guben. Ein recht nationales Gulyas wird folgendermaßen zubereitet: Rindfleisch oder Schaaflfleisch wird zu großen Würfeln geschnitten.

Rebus.



W. S. in G. Einzelne Schnitte können wir nicht direct zusenden; die Nachfertigung des fraglichen Aermels dürfte übrigens ohne Schnitt durch aus nicht schwierig sein.